

Bürger's
sämmtliche
Schriften.

D. II. 3

1398⁶

cc.

13



V. Küniger del.

Cl. Köhl sc. V. 1799.

GOTTFRIED AUGUST
BÜRGER'S
VERMISCHTE SCHRIFTEN

HERAUSGEGEBEN
VON
KARL REINHARD.

VI. THEIL.

WIEN

GEDRUCKT FÜR JOSEPH FUNK
BEY IGNAZ ALBERTI'S WITWE.
MDCCXCIX.

COLLECTED AUGUST

BURGERS

WILHELM

WILHELM

WILHELM

WILHELM

WILHELM

WILHELM

WILHELM

WILHELM

INHALT

DES FÜNFTEN BANDES.

VERMISCHTE SCHRIFTEN, DRITTER THEIL.

Einige Nachrichten von den vornehmsten Lebensumständen Gottfried August Bürger's ; nebst einem Beitrage zur Charakteristik desselben. Von Herrn Professor, Dr. Ludwig Christoph Althof in Göttingen. Seite 4

Macbeth. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen nach Shakespear . 169

INHALT

DES FÜNFTEN BANDES

Uebersicht der Nachrichten von der	1
neuesten Lebensumstände des	2
und August Bürger; des	3
Beitrage zur Charakteristik des	4
Lebens von Herrn	5
Erstg. Gönner	6
.....	7
.....	8
.....	9
.....	10
.....	11
.....	12
.....	13
.....	14
.....	15
.....	16
.....	17
.....	18
.....	19
.....	20
.....	21
.....	22
.....	23
.....	24
.....	25
.....	26
.....	27
.....	28
.....	29
.....	30
.....	31
.....	32
.....	33
.....	34
.....	35
.....	36
.....	37
.....	38
.....	39
.....	40
.....	41
.....	42
.....	43
.....	44
.....	45
.....	46
.....	47
.....	48
.....	49
.....	50
.....	51
.....	52
.....	53
.....	54
.....	55
.....	56
.....	57
.....	58
.....	59
.....	60
.....	61
.....	62
.....	63
.....	64
.....	65
.....	66
.....	67
.....	68
.....	69
.....	70
.....	71
.....	72
.....	73
.....	74
.....	75
.....	76
.....	77
.....	78
.....	79
.....	80
.....	81
.....	82
.....	83
.....	84
.....	85
.....	86
.....	87
.....	88
.....	89
.....	90
.....	91
.....	92
.....	93
.....	94
.....	95
.....	96
.....	97
.....	98
.....	99
.....	100

INHALT

DES SECHSTEN BANDES.

VERMISCHTE SCHRIFTEN, VIERTER THEIL.

I. Proben einer Übersetzung von Ossian's Gedichten.

- | | |
|--|---------|
| 1. Karrik-Thura. Ein Gedicht. | Seite 5 |
| 2. Komala. Ein dramatisches Gedicht. | 32 |
| 3. Kath-Loda. Ein Gedicht. | 42 |

II. Fragmente.

- | | |
|--|-----|
| 1. Dido. Ein episches Gedicht; aus
Virgil's Äneis gezogen. | 67 |
| 2. Bellin. Erster Gesang. | 106 |
| 3. <i>Hübnerus redivivus</i> . Das ist:
Kurze Theorie der Reimkunst
für Dilettanten. | 118 |
| 4. Rechenschaft über die Veränderungen
in der Nachtfeier der
Venus. | 160 |
| 5. Kritische Anmerkungen zu einigen
Gedichten. | 289 |
| Anhang. Varianten-Sammlung zu
den Gedichten. | 309 |
-

J M L A Y

Das Buch ist Eigentum der

Universitätsbibliothek

der Universität zu Köln

Bestandteil der Bibliothek

der Universitätsbibliothek

der Universitätsbibliothek

der Universitätsbibliothek

der Universitätsbibliothek

der Universitätsbibliothek

der Universitätsbibliothek

der Universitätsbibliothek

der Universitätsbibliothek

der Universitätsbibliothek

der Universitätsbibliothek

der Universitätsbibliothek

der Universitätsbibliothek

der Universitätsbibliothek

der Universitätsbibliothek

der Universitätsbibliothek

der Universitätsbibliothek

der Universitätsbibliothek

der Universitätsbibliothek

der Universitätsbibliothek

der Universitätsbibliothek

VERMISCHTE
SCHRIFTEN.

VI. THEIL.

VERMISCHTE

SCHRIFTEN

AL. J. B. M.

P R O B E N
E I N E R
Ü B E R S E T Z U N G
V O N
O S S I A N S G E D I C H T E N.

K A R R I K - T H U R A.

E I N G E D I C H T *).

I N H A L T.

Fingal, auf der Rückkehr von einem Zuge in die Römische Provinz, beschloß, dem Kathulla, König von Inis-Tore, und Bruder Komale'ns, deren Geschichte Ossian in einem dramatischen Gedichte behandelt, einen Besuch zu machen. Sobald ihm Karrik-Thura, der Pallast des

*) Abgedruckt aus dem Deutschen Museum. I. Band. 1779 534. Seite.

D. H.

Königes, in die Augen fiel, sah er auf demselben eine Flamme, welches in diesen Zeiten ein Zeichen der Noth war. Der Wind trieb ihn in einen Meerbusen, in einiger Entfernung von Karrik-Thura, und er sah sich gezwungen, die Nacht am Ufer zuzubringen. Am folgenden Tage griff er das Heer Frothal's, des Königs von Sora, an, welcher den Kathulla in seinem Pallast belagert hielt, besiegte Frothal in einem Zweikampfe, und nahm ihn gefangen. Die Befreiung von Karrik-Thura ist der Gegenstand dieses Gedichts, in welches jedoch einige Episoden eingewebt sind. Nach der Überlieferung war dies Gedicht einem Kuldee, oder einem der ersten christlichen Missionarien zugeeignet, und Ossian führte darin den Geist des Loda, wahrscheinlich des Skandinavischen Odin, zum Gegensatz der Lehre des Kuldee auf. Dem sey, wie ihm sey, es leitet uns in Ossian's Vorstellungen auf ein höheres Wesen, und zeigt, daß er dem Aberglauben nicht ergeben war, der vor Einführung des Christenthums die ganze Welt beherrschte.

‘Haft du vollendet deine blaue Bahn,
goldlockige Tochter des Himmels? Der
Abend schließt die Pforten auf. Hier ist
dein Ruhgemach. Die Meereswogen um-
ringen dich, in deiner Schöne dich zu
schauen. Sie richten die bebenden Häup-
ter empor; betrachten deinen holden
Schlaf; und fahren zagend zurück. Ruh’
in deiner schattigen Grotte, ruh’, o Son-
ne, sanft! und kehr’ in Wonne zurück!

Doch zündet nun tausend Kerzen an,
zu den Harfengefängen von Selma! Der
Glanz erfülle die Hall’ umher! Denn wie-
dergekehrt ist der Wirth des Muschelfests.
Der Krieg von Krona ist aus, wie ein
ausgesungenes Lied. Beginnt, ihr Barden,
den Sang! Der König ist wiedergekehrt
mit Ruhm¹⁾.’ —

So sang Ullin, als Fingal zurück vom
Kriege kam; als er kam in schönem Ju-

1) Das Lied Ullin’s, mit welchem das Ge-
dicht anfängt, ist in einem lyrischen Vers-
maße. Fingal pflegte, wenn er von
seinen Zügen zurück kehrte, seine Bar-
den singend vor sich her zu senden. Diese
Art des Triumphs heist bei’m Ossian
das Lied des Sieges.

gendroth, in seiner Locken Fülle. Die blaue Rüstung hüllt' ihn ein, wie die Sonn' ein leichtes Gewölk, wenn einher sie wallt im Nebelgewand, und halb ihr Licht nur zeigt. Dem Könige folgt sein Heldenheer; man bereitet das Muschelmahl. Fingal blickt die Barden an, und fodert ihren Gesang.

‘ Stimmen des hallenden Kona, spricht er, Barden des Alterthums! Ihr, in deren Seelen die blauen Heere unsrer Väter auferstehn! Schlagt die Harfen in meiner Halle! Laßt mich hören euern Gesang! Lieblich ist die Wonne der Wehmuth. Dem Frühlingsregen gleicht sie: er schmeidiget den Eichenast, und lockt die grünen Köpfchen des jungen Laubes hervor. Wohlan, ihr Barden, singt! Denn morgen erhöhn wir die Segel. Mein blauer Lauf geht durch das Meer, zu Karrik-Thura's Burg; zu Sarno's moosiger Burg, von wannen Komala entsprang. Dort spendet der edle Kathulla das Muschelmahl. Voll Eber ist sein Waldgebeg'; ertönen soll die Jagd.'

‘ Kronnan ²⁾, Sohn des Gesangs! sprach

2) Kronnan und Minona stellten vermuth-

Ullin , Minona , holde Harfenschlägerinn !
 Hebt an die Sage von Schilrik , den Kö-
 nig von Morven zu erfreun. Führt Vin-
 vela hervor in ihrer Schöne , gleich dem
 träufelnden Bogen der Luft , wann sein
 liebliches Haupt leuchtet über dem See ,
 und die sinkende Sonne strahlt. Sieh , o
 Fingal , sie kommt ! Traurig ist ihr Ton ,
 doch sanft.' —

V i n v e l a .

‘ Mein Liebster ist des Hochlands Sohn.
 Er verfolgt den flüchtigen Hirsch. Die
 grauen Hund' umkeuchen ihn. Im Wind
 ertönt seine Bogenschnur. Ruhst du am
 Felsenborn ? Oder bei'm Rauschen des
 Bergstroms ? Im Winde schwankt des
 Baches Rohr ; der Nebel huscht über die
 Berge. Ich will mich ungesehn ihm nahn ;
 ich will ihn betrachten vom Felsen her-
 ab. Bei Branno's ³⁾ alter Eiche zuerst er-
 blickt' ich dich in deiner Lieblichkeit. Du
 kehrtest schlank von der Jagd zurück, der
 Schönste deiner Gefellen.'

lich Schilrik und Vinvela vor. Alle dra-
 matischen Gedichte Ossian's scheinen vor
 Fingal bei feierlichen Gelegenheiten auf-
 geführt zu seyn.

Schilrik.

‘Wess war der Ton, den ich vernahm; der Ton, wie Sommerwind? Ich sitze nicht bei dem schwankenden Rohr, noch hör’ ich den Felsenborn. Weit weg, Vinvela, weit geh’ ich zu Fingal’s Kriegen weg. Mir folgen nun meine Hunde nicht mehr; ich betrete nicht mehr das Gebirg’; erblicke nicht mehr dich von oben herab, hold wandelnd am Strome des Thals, hell glänzend, wie der Bogen der Luft, und auf westlicher Woge der Mond.’

Vinvela.

‘So bist du denn fort, mein Schilrik! Und verlässest mich auf dem Gebirg’ allein! Der Hirsch erscheint auf der Höh’, und grauset furchilos umher. Ihn schreckt nun weder der Wind noch das rasselnde Laub. Der Jäger ist fern von hier; im Gefilde

- 3) Bran, oder Branno, bedeutet einen Bergstrom, hier einen Fluß, der zu Ossian’s Zeiten diesen Namen führte. Noch jetzt nennt man verschiedene kleine Flüsse im nördlichen Schottland Bran, besonders einen, der bei Dunkeld in den Tay sich ergießt.

der Gräber fern! Fremde! Söhne der
Wogen! Ach! Schont mir den lieblichen
Schilrik!

Schilrik.

‘Wenn in der Schlacht ich fallen muß,
so erheb’, o Vinvela, hoch mein Grab!
Graue Steine bezeichnen mich und ein
Hügel von Erde der Zukunft! Sitzt dann
an dem Haufen der Jäger einst, und ge-
nießt sein Mittagsmahl, so spricht er:
‘Hier ruht ein Held!’ und belebet meines
Nahmens Ruhm. Gedenke mein, Vinve-
la, wann tief ich ruh’ in der Gruft!’

Vinvela.

‘Ja, ich gedenke dein! Ach! Fallen
wird mein Schilrik! Was, o Geliebter,
fang’ ich an, wann du auf ewig dahin
bist? Um Mittag irr’ ich durch dieses
Gebirg’; durchirre die stumme Heide. Da
betracht’ ich deinen Ruheplatz, wann von
der Jagd du kamst. Ach! Fallen wird
mein Schilrik! Ich aber gedenke sein.’—

‘Auch ich gedenke des Helden, rief
der König des waldigen Morven. Er ver-
schlang die Schlacht in seinem Zorn.
Doch nun erblickt ihn mein Auge nicht
mehr. Ich traf ihn einst auf der Höh’ mit

bleicher Wang' und finst'rer Stirn. Oft seufzt' er vom Busen herauf, und schritt der Wüste zu. Nun fehlt er in meiner Helden Gewühl, wann der Hall meiner Schild' erwacht. Wohnt er in dem engen Gemach ⁴⁾, der Fürst des hohen Karmora?' —

‘Kronnan, sprach Ullin, der Barde des Alterthums, beginne das Lied von Schilrik, als er heim auf seine Berge kam, und hin Vinvela war. Gelehnt an ihren grau moosigen Stein, wähnt' er, sie lebe noch. Hold wandelnd ⁵⁾ erblickt' er sie auf der Aue; doch die Lichtgestalt zerschwand. Der Sonnenstrahl entglitt der Flur, und sie ward nicht weiter gesehn. Vernehmt nun Schilrik's Lied! Traurig ist es, doch sanft.’ —

‘Ich sitz' am moosigen Quell, hoch auf dem Berge des Sturmes. Ein einzelner

4) Im Grabe.

5) Der Unterschied, den die alten Schotten zwischen guten und bösen Geistern machten, bestand darin, daß die ersten zuweilen bei Tage an einsamen unbefuchten Örtern, die andern niemahls als bei Nacht und in düstern fürchterlichen Gegenden erschienen.

Baum rauscht über mir. Dunkle Wogen
 rollen die Heid' entlang. Empört ist un-
 ten der See. Der Hirsch entsteiget dem
 Berge. Kein Jäger erscheint von fern.
 Mittag ist es; doch Alles ist still um-
 her. Einsam trauert mein Sinn. Möchtest
 doch du mir erscheinen, o Liebe, wal-
 lend über das Heidekraut! Mit wehen-
 den Locken hinter dir her, mit schwel-
 lendem Busen von vorn, und Augen voll
 Zähren für die Deinen, welche der Nebel
 des Hügels barg. Ich wollte dich trösten,
 du Liebe, dich führen in deines Vaters
 Haus. — Aber ist sie es, die dort auf
 der Heid' erscheint, wie ein Strahl des
 Lichts? — Glänzend, wie der Mond im
 Herbst, wie die Sonn' im Sommersturm,
 kommst du, o Mädchen, über Felsen
 und Berge zu mir! — Sie redet! — Aber
 wie schwach ist ihr Laut! Wie das Lüft-
 chen im Schilf der See.' —

‘Kommst du glücklich vom Kriege zu-
 rück? Wo, Lieber, sind deine Gesel-
 len? Ich hörte von deinem Tod im Ge-
 birg'; ich hört' es, und trauert' um dich,
 mein Schilrik.' —

‘Ja, du Holde, ich komme zurück; doch der Einzige meines Geschlechts. Du wirfst sie nimmer wieder sehn; ich begrub sie dort auf der Aue. Doch warum bist du in der Bergwüsten? Warum auf der Heid’ allein?’ —

‘Allein bin ich, o Schilrik, allein in der Winterbehaufung! Ich sank aus Gram um dich; und lieg’, o Schilrik, bleich in der Gruft.’

‘Sie gleitet, sie segelt von hinnen, wie Nebelgewölk vor dem Winde. Und willst du nicht harren, Vinvela? O harre, mich weinen zu sehn! Wie schön erscheinst du, Vinvela! Im Leben auch warest du schön. —

Sitzen will ich am moosigen Quell, hoch auf dem Berge des Sturmes. Wann umher der Mittag schweigt, dann rede mit mir, o Vinvela! Komm auf dem leicht beflügelten West, auf dem Lüftchen der Wüste komm! Laß hören mich deinen Laut, wann vorüber du wallst, und umher der Mittag schweigt.’ —

So klang Kronnan’s Lied in der Nacht der Freuden zu Selma. Doch in Osten brach der Morgen an. Die blauen Ge-

wässer rollten in Licht, Fingal hiefs die Segel spannen; den Bergen entsausten die Winde, Und sieh, empor stieg Inis-Tore, mit Karrik-Thura's moosiger Burg. Doch oben erschien das Zeichen der Noth, die warnende Flamme mit Rauch besäumt. Der König von Morven schlug sich an's Herz, und faßte plötzlich den Speer. Bald streckt' er seine verfinsterte Stirn nach der Küste voran; bald blickt' er nach den trägen Winden zurück. Verworren flog im Nacken sein Haar. Das Schweigen des Königs war schrecklich.

Die Nacht sank auf das Meer, und Rotha's Bucht empfing das Schiff. Ein Fels hängt das Gestad' entlang mit halblenden Wäldern herab, Auf seinem Haupt ist Loda's Rund⁶⁾, und der moosige Stein der Kraft. Darunter senkt sich ein Thal, mit Gras und alten Bäumen bestreut, welche die Stürme der Mitternacht in ihrem Zorn dem rauhen Felsen entrafft, Blau wandelt hier ein Strom. Einsam treibt der

6) Loda's Rund, oder der Zirkel von Loda, vermuthlich ein Ort, wo die Skandinavier ihren Odin verehrten.

Odem des Meers den Bart der Distel vor sich hin. — Drei Eichen flammten empor; man setzte das Muschelmahl auf. Doch traurig blieb des König's Sinn um Karrik-Thura's bedrängten Gebiother.

Der bleiche kühle Mond flog in Osten heran. Der Schlaf sank auf die Jünglinge. Die blauen Helme flimmerten im Strahl. Die sinkende Flamme verlösch. Den König nur umfing kein Schlaf. In voller Rüstung sprang er auf, und erhob sich langsam auf den Berg, der Flamm' auf Sarno's Thurme nachzuspähn.

Die Flamme war trüb' und fern. Der Mond verbarg in Osten sein rothes Gesicht. Vom Gebirge fuhr ein Orkan. Auf seinen Schwingen saß Loda's Geist. Mit Grausen kam er heran zu seinem Heiligthum, und schwang den düstern Speer. Wie Flammen blitzten die Augen ihm in seinem finstern Gesicht. Dem fernen Donner glich sein Ruf. Fingal! streckte den Speer voran in die Nacht, und rief mit mächtiger Stimme:

‘ Von hinnen, Sohn der Nacht! Rufe deinen Stürmen und fleuch! Was trittst du vor meinen Blick, mit deinen schat-

tenden Waffen? Schreckt deine Nachtgestalt mich, unseliger Geist? Schwach ist dein Wolkenchild, und schwach der Flammenschweif, dein Schwert. Ein Windhauch rollet's in Eins; und du zerwindest in Nichts. Von hinnen, Sohn der Nacht! Rufe deinen Stürmen und fleuch!' —

‘Drängst du aus meinem Heiligthum mich? versetzt' es mit dumpfem Ton. Die Völker knieen vor mir. Ich lenke die Schlacht im Felde der Starken. Völker vernichtet mein Blick. Tod hauch' ich aus meiner Nase. Auf Stürmen fabr' ich einher. Gewitter rollen voran. Doch friedlich über den Wolken ist mein Aufenthalt, und lieblich das Gefilde meiner Ruhe.’

‘So bewohne dann dein liebliches Gefild', und vergiß hier Komhal's Sohn! Steig' ich von meinen Bergen hinan in deinen friedlichen Aufenthalt? Droht dir entgegen mein Speer auf deinen Wolken, unseliger Geist? Was runzelt denn du mich an? Was schwingst du den lustigen Speer? Du runzelt umsonst! Nie wich ich dem Starken im Streit. Und schrecken

sollten den König von Morven die Söhne der Luft? Nimmer! Er weiß, ihre Waffen sind schwach.'

'Fleuch in dein Land! versetzte die Gestalt; nimm an die Wind' und fleuch. Sie wohnen in meiner hohlen Hand; ich lenke den Flug des Sturms. Der Fürst von Sora ist mein Sohn; er neigt sich vor dem Steine meiner Kraft. Sein Heer umringt jetzt Karrik-Thura, und ich gewähr' ihm Sieg. Fleuch, Kombal's Sohn, zurück in dein Land! Sonst fühle die Gluth meines Zorns!'

Hier erhob er den schattenden Speer, und streckte sich fürchterlich mit seiner ganzen Länge voran. Fingal entgegen zückte sein Schwert, die Klinge des dunkelbraunen Luno⁷⁾. Der blitzende Schwung des Stahls durchhieb den düstern Geist. Gestaltlos zerfiel die Erscheinung in Luft, wie ein Pfeiler von Rauch, entsteigend verlöschender Esse, welchen der Stecken des Knaben zerstört.

7) Fingal's berühmtes Schwert, die Arbeit des Lun, oder Luno, eines Schmiedes zu Lochlin.

Mit Geheul zusammen sich rollend,
 erhob auf dem Sturme sich Loda's Geist,
 Ganz Inis-Tore durchdröhnte der Laut.
 Ihn vernahmen die Wogen des Ab-
 grounds, und stockten erschrocken im Lauf.
 Hui! fuhren Fingal's Gefährten empor,
 und ergriffen die mächtigen Lanzen,
 Der König ward vermifst, Voll Zorn
 erhuben sie sich in lautem Waffenge-
 klirre. —

Der Mond ging in Osten hervor. In
 blinkender Rüstung kam Fingal zurück.
 Groß war die Wonne der Seinen, Ihre
 Seelen beruhigten sich, wie nach dem
 Sturme das Meer. Ullin stimmt' ein Freu-
 denlied an, Die Hügel von Inis-Tore
 frohlockten, Die Flamme der Eiche
 wuchs an; und Heldenfagen wurden er-
 zählt. —

Doch Frothal, Sora's zorniger Fürst,
 saß harmvoll unter einem Baum. Sein
 Heer umströmte Karrik-Thura. Ergrimmt
 blickt' er die Mauern an, und lechzte
 nach Kathulla's Blut, der einst im Streit
 ihn bezwang. Als Frothal's Vater, Annir,
 noch in Sora geboth, da erhob sich ein
 Sturm auf dem Ocean, und verschlug den

meerdurchstreifenden Frothal nach Inis-Tore. Drei Tage gastet' er hier in Sarno's Burg, und erblickte die langsam rollenden Augen Komala's. Schnell liebt' er sie mit jugendlicher Gluth, und strebte nach dem Genuß des Mädchens mit den weissen Armen. Kathulla befehdet' ihn drob; es erhob sich ein grimmiger Kampf. Frothal ward in Bande gelegt. Drei Tage mußt' er büßen dafür in der Hall' allein. Am vierten sandt' ihn Sarno auf sein Schiff; und er kehrte zurück in sein Land. Nun schwärzte seine Seele der Zorn gegen den edeln Kathulla. Als Annir's Denkstein erhoben war, kam Frothal in seiner Kraft. Die Fehde lodert' um Karrik-Thura, und Sarno's moosige Mauern.

Der Morgen graut' auf Inis-Tore. Frothal schlug seinen schwarzbraunen Schild. Die Helden fuhren bei'm Klang empor. Sie standen, die Augen gewandt nach dem Meer; und sieh! in seiner Kraft schritt Fingal heran. Der edle Thubar rief zuerst: 'Wer kommt, wie der Hirsch der Wüste daher, sein Rudel hinter ihm drein? Frothal, es ist ein Feind! Ich sehe den vorwärts drohenden Speer. Viel-

leicht, daß der Fürst von Morven, daß
 Fingal, der Erste der Helden, es ist. Seine
 Thaten sind in Gormal kund. Das Blut
 seiner Feinde trieft in Starno's Hallen.
 Soll ich um Königsfrieden⁸⁾ ihn flehn?
 Ein Wetterstrahl ist sein Schwert.' —

‘ Sohn des schwachen Arms, rief Froth-
 al, soll so mein Leben in Wolken auf-
 gehn? Ergeben soll ich mich schon, o
 Fürst des frommenden Tora, bevor ich nur
 Ein Mahl gesiegt? Ha! spotten würd' in
 Sora das Volk: ‘ Frothal flog aus, wie
 ein Flammengebilde; jedoch die Nacht
 verschlang's, und vernichtet ist sein Ruhm.’
 Nein, Thubar, nimmer ergeb' ich mich!
 Mein Ruhm soll mich umgeben, wie Licht.
 Nein, Fürst des frommenden Tora, nein,
 ich ergebe mich nie!’

Drauf stürzt' er voran mit dem Strome
 seines Volks. Doch er traf auf einen
 Felsen. Fingal stand ohne Wank. Zer-
 trümmert prallten, links und rechts, die
 Wogen der Schlacht von ihm ab. Doch
 harmlos flohen sie nicht. Hinter drein war

8) Frieden unter anständigen Bedingun-
 gen.

des Königs Speer. Das Feld ward mit Kriegern bedeckt. Ein steigender Hügel nur rettete noch den Rest.

Frothal sah der Seinigen Flucht. Hoch schwoll sein Herz vor Wuth. Er senkte zu Boden den Blick, und rief den edeln Thubar: 'Thubar, mein Heer ist geflohn. Nicht fürder hebt sich mein Ruhm. Nun will ich allein dem Könige stehn; denn ich fühle mein glühendes Herz. Send' einen Barden, den Zweikampf zu fordern! Wende dagegen nichts ein! — Doch, Thubar, ich lieb' ein Mädchen. Sie wohnt an Thano's Strom; es ist die weisbußige Tochter Herman's, Utha, mit den sanft rollenden Augen. Sie scheute die tief begrabne Komala. Geheime Seufzer entstiegen ihr, als ich die Segel erhob. Melde du dem Harfenmädchen, daß nur sie mein Herz entzückt.'

So sprach er, entschlossen zum Kampf. Doch Utha's sanfter Seufzer war nicht fern. Sie war ihrem Helden in männlicher Rüstung gefolgt. Sie rollt' ihr Aug' insgeheim auf den Jüngling, tief unter'm Stahl hervor. Sie sah den Barden gehn, und drei Mahl entsank der Speer ih-

rer Hand. Im Winde zerflattert' ihr loses Haar. Von Seufzern schwoll ihr weißer Busen. Sie erhob nach dem König ihr Auge. Sie wollte reden; doch drei Mal gebrach ihr der Laut.

Fingal vernahm des Barden Ruf, und kam in der Kraft seines Stahls. Zusammen klirrten die tödtlichen Lanzen. Dann blitzten hoch die Schwerter empor. Fingal's Schwert fuhr herab, und zerspellte Frothal's Schild. Entblößt ward seine schöne Seite. Halb gekrümmt, erwartet' er seinen Tod. — Nacht umzog die Seele Utha's. Die Zähr' entflürzt' ihren Wangen. Sie sprang, den Helden zu decken, mit ihrem Schild herbei. Ein liegender Eichbaum hemmt' ihren Lauf. Sie fiel auf ihren Arm von Schnee. Weit flogen Schild und Helm von ihr ab. Und sieh! entblößt wallt' ihre weiße Brust; ihr dunkelbraunes Haar lag zerstreut auf dem Boden umher.

Fingal erbarmte sich des Mädchens mit den weißen Armen, und hielt an das erhobene Schwert. Die Thräne stand in seinem Aug', als voran sich neigend er sprach: 'König des stömigen Sora, fürch-

te nicht Fingal's Schwert! Noch nie be-
 fleckt' es das Blut des Befiegten, und nie
 durchbohrt' es den liegenden Feind.
 Jauchz' an den heimischen Strömen dein
 Volk! Frohlocken die Mädchen deiner
 Liebe! Solltest also du fallen in deiner
 Jugend schon, du König des frömigen
 Sora? — Frothal hörte Fingal's Wort,
 und sah das empor sich raffende Mädchen.
 Schweigend standen Beide⁹⁾ jetzt in ihrer
 Schönheit da; wie zwei junge Bäume der
 Au', wenn ihr Laub von Frühlingsregen
 trieft, und der laute Sturm nun schweigt.

‘Tochter Herman's, erseufzte Frothal,
 kamst du von Tora's Strömen, kamst du
 in deiner Schönheit her, um deinen Hel-
 den so tief erliegen zu sehn? Doch er
 lag nur so tief vor dem Starken, Mäd-
 chen des langsam rollenden Auges. Kein
 Schwacher bezwang den Sohn des er-
 lauchten Annir. — Furchtbar, o König
 von Morven, bist du im Lanzengefecht!
 Doch im Frieden gleichst du der Sonne,
 durchblickend ein silles Regenschauer.
 Die Blumen erheben die schönen Häup-

9) Frothal und Utha.

ter vor ihr, und läufelnd schüttelt die Flügel der West. O, daß du in Sora nun wärst! Und aufgesetzt wäre mein Mahl! Sora's künftiges Königsgeschlecht, mit Wonne würd' es deine Waffen einst schaun, Ergetzen würd' es seiner Väter Ruhm, welche den mächtigen Fingal sah'n.

‘Sohn Annir's, versetzte der König, erschallen soll der Ruhm von Sora's Geschlecht. Ist der Held im Kriege stark, dann preist ihn Gesang. Doch schwinget er über den Schwachen sein Schwert, bat das Blut des Feigen sein Rüstzeug befleckt, dann verschweigt ihn der Barden Gesang, und vergessen wird sein Grab. Der Fremdling kommt, und bauet darauf, und zerschauft den Hügel umher. Ein halb verrostetes Schwert taucht vor ihm auf; er neigt sich herab, und spricht: ‘Sieh da ein altes Heldenschwert! Doch den Nahmen des Helden meldet kein Sang.’ Nun, Frothal, komm zum Fest von Inis-Tore! Das Mädchen deiner Liebe begleite dich! Freud' erhelle nun jedes Gesicht!’

Bürger's Schriften. VI. B. (2)

Hier nahm Fingal den Speer, und schritt voran in seiner Kraft. Weit thaten Karrik Thura's Pforten sich auf. Das Muschelmahl ward aufgesetzt. Dazu erhob sich der sanfte Klang der Musik. Freude durchglänzte die Halle. Ullin's Stimm' erklang; gerührt ward die Harfe von Selma. Utha ergetzte sich dran, und fordert' ein Trauerlied. Die volle Zähre hing von ihrer Wimper herab, als die sanfte Krimora sprach. Krimora, Rinval's Tochter, wohnt' an Lotha's brausendem Strom. Die Sage war lang, doch lieblich, und gefiel der erröthenden Utha.

K r i m o r a.

‘Wer kommt von dem Hügel herab, wie die Wolke, getaucht in den westlichen Strahl? Wess ist die Stimme, laut wie der Wind, doch anmuthsvoll, wie Karril's Harfe? Es ist mein Liebster im Schimmer des Stahls; doch Gram umwölkt seine Stirn. Lebt Fingal's Helden Geschlecht? Oder was sonst verdunkelt Konnal's Geist?’

K o n n a l.

Es lebt. Es kehrt von der Jagd zu-

rück, wie ein Strom von Licht, mit son-
nevergoldeten Schilden. Gleich feuriger
Furche steigt es vom Hügel herab. Laut
tönt die Stimme der Jugend. Der Krieg
ist nahe, du Liebe! Morgen kommt der
schreckliche Dargo, zu prüfen unfres Stam-
mes Kraft. Er trotzet Fingal's Geschlecht,
dem Geschlechte der Schlachten und
Wunden.'

K r i m o r a.

'Ich sah, o Konnal, seine Segel; dem
grauen Nebel gleich auf dunkelbrauner
Fluth. Langsam kamen sie an's Land.
Viel, o Konnal, sind, der Krieger Dar-
go's sind viel!'

K o n n a l.

'So bohle den Schild deines Vaters
mir! Rival's gewölbten eisernen Schild!
Den Schild, wie der volle Mond, wann
verfinstert durch den Himmel er wallt!'

K r i m o r a.

'Ich bring', o Konnal, den Schild.
Doch meinen Vater schützt' er nicht. Er
fiel durch Gormar's Speer, Auch du kannst
fallen, o Konnal.'

K o n n a l.

'Fallen kann ich! Alsdann erheb'

o Krimora, mein Grab! Graue Stein' und ein Hügel von Sand verkünden der Zukunft meinen Nahmen. Krimora senk' ihr rothes Aug' hernieder auf mein Grab, und schlag' an den Busen, schwellend vor Gram! Bist du gleich schön, wie Licht, du Liebe, und schmeichelnder, als des Hügels Lüftchen, so bleib' ich dennoch nicht hier. Erheb', o Krimora, mein Grab!'

K r i m o r a.

'So reiche dann die blinkende Rüstung auch mir! Auch mir das Schwert und den stählernen Speer! Auch ich will Dargo'n entgegen, und Konnal'n helfen im Streit. Lebt wohl, ihr Felsen von Ardven! Ihr Hirsche! Ihr Ströme der Berge, lebt wohl! Nie kehren wir wieder zurück. Denn unsere Gräber sind fern!' —

'Und kehrten sie nun nicht wieder zurück? brach Utha seufzend aus, und fiel ihr Held in der Schlacht? Und überlebt' ihn Krimora? Sie wankte wohl einsam nach! Wie betrübt war sie wohl um ihren Konnal! Denn war er nicht jung und hold, wie der sinkenden Sonne Strahl?'

Ullin sah des Mädchens Zähre, und nahm die sanft erbebende Harfe. Lieblich war sein Lied; doch traurig. Ganz Karrik-Thura schwieg umher.

‘Der Herbst umschwärzt das Gebirge: der Nebel grauet die Hügel. Die Heide durchheult der Wirbelwind. Schwarz rollt der Bach durch’s enge Thal. Ein Baum dort einsam auf der Höh’ bezeichnet Konnal’s Ruhestatt. Im Winde kreiset das Laub umher, und bestreut des Erschlagenen Grab. Zu Zeiten erscheinen hier die Geister der Todten, wann sinnig der Jäger allein langsam über die Heide schleicht.

Wer erreicht, o Konnal, den Urquell deines Geschlechts? Wer nennet deine Väter alle? Dein Geschlecht wuchs auf, wie die Eiche des Gebirgs, die ihr lustiges Haupt dem Sturm entgegen hebt. Nun aber ist sie entwurzelt! Wer füllet nun Konnal’s Platz? Hier war das Waffengeklirr, und hier des Sterbenden Röcheln. Wie triefen die Schlachten Fingal’s von Blut! O Konnal, hier sielest du! — Wie der Sturm, war dein Arm; dein Schwert, wie Gewitterstrahl. Du erhubst

dich, wie vom Thal ein Fels. Wie die Esse glühte dein Blick; und lauter, als Sturm, war dein Ruf in den Schlachten deines Stahls. Die Starken erlegte dein Schwert, wie Disteln der Stecken des Knaben. — Dargo, der Starke, kam an, finster in seiner Wuth. Ihm krampfte der Zorn die Augenbraunen zusammen. Zwei Felsenhöhlen glich sein Augenpaar. Hoch blitzten die Schwerter empor in jegliches Helden Hand, und laut umher erklang ihr Stahl.

Nicht fern war Rinval's Tochter, im Schimmer männlicher Rüstung. Ihr goldenes Haar flog ungebunden ihr nach. Sie folgte, den Bogen in ihrer Hand, dem Vielgeliebten zur Schlacht. Sie schnellte die Sehne nach Dargo ab; doch irrend durchbohrte sie ihren Konnal. Er fiel, wie die Eich' im Thal, wie ein Fels vom rauhen Gebirge. Das arme Mädchen! Was soll es nun thun? Er blutet, ihr Konnal, und stirbt! Sie wimmert die ganze lange Nacht, sie wimmert den ganzen Tag: 'O Konnal, mein Lieber, mein Freund!' Vor Schmerzen stirbt die arme Leidende hin. — Nun birgt der Erde Schoofs des

Hochlands lieblichstes Paar. Nun wuchert
das Gras um ihres Grabes Steine. Oft sitz'
ich hier traurig im Schatten. Der Wind
durchseufzet das Grab, und ihr Gedächtnis
läufelt durch meinen Geist. Ungeört
schlummert ihr nun zusammen; einsam
ruht ihr im Grabe des Gebirgs! —

‘So ruht denn sanft, rief Utha, unglückliche Kinder des strömenden Lotha!
Mit Thränen will ich eurer gedenken, und
mein geheimes Lied euch weihn. Wann
der Wind durch Tora's Haine rauscht, und
neben mir brauset der Strom, dann sollen
sie meiner Seele sich nahn, in aller ihrer
lieblichen Wehmuth.’ — —

Drei Tage lang währte der Könige Fest.
Am vierten schwollen die Segel. Der Nordwind
trieb in sein waldiges Land den
König von Morven zurück. Doch Frothal's
Schiffen fuhr auf seiner Wolke der
Geist von Loda nach. Windschnaubend
neigt' er sich voran, und schwellt' empor
die weissen Busen der Segel. Unvergessen
blieben ihm die Wunden seiner Gestalt.
Noch immer scheut' er des Königs Hand.

II.

K O M A L A.

EIN DRAMATISCHES GEDICHT *).

 P e r s o n e n .

Fingal.

Hidallan.

Komala.

Melilkoma,	} Morni's Töchter.
Derfagrena,	

Barden.

 D e r f a g r e n a .

Die Jagd ist aus, und auf Ardven kein
 Laut, als das Brausen des Stroms. —
 Komm, Morni's Tochter, von Krons
 Strand. Leg' ab den Bogen! Die Harfe

*) Aus der Handschrift.

D. H.

nimm! Mit Sange nahe die Nacht. Laß
hoch uns frohlocken auf Ardven!

Melilkoma.

Und sie naht, die Nacht, du himmel-
äugiges Mädchen, die graue Nacht um-
dämmt die Flur. Ich sah einen Hirsch
an Krona's Strom. Er schien mir im Dun-
kel ein moosiger Horst. Hui! sprang er
dahin. Ein Luftbild umspielte sein ästiges
Geweih. Die ernsten Gesichter der Vor-
welt blickten von Krona's Wolken herab.

Der sagrena.

Die deuten Fingal's Tod. — Der Kö-
nig der Schilde ist hin; und Karakul hat
gesiegt. O Komala, komm vom Felsen
herab, komm, Sarno's Tochter, und
weine. Der Jüngling deiner Liebe ist hin!
Sein Geist umschwebt schon unsre Hügel.

Melilkoma.

Wie Komala dort so verlassen sitzt!
Zwei graue Hunde neben ihr schütteln die
zottigen Ohren, und lechzen dem fliehen-
den Lüftchen nach. Ihre rothe Wange
ruht auf ihrem Arm; der Wind des Ge-
birges zerwehet ihr Haar. Ihr blaues Auge
gleitet hin nach der Gegend seiner Ver-

heißung. Wo weilst du, o Fingal, denn
rund herum dämmert die Nacht?

K o m a l a.

O Karun's Strom! Warum rollt dein
Wasser in Blut? Vernahm dein Strand
das Getöse der Schlacht, und schläft der
König von Morven? Erhebe dich, Mond,
du Himmelssohn! Durchblicke dein Ge-
wölk! Laß mich schauen den Schimmer
seines Stahls im Gefilde seiner Verheißung.
Oder vielmehr du, o Luftgebild, du Fa-
ckel unsrer geschiedenen Väter durch die
Nacht, erscheine mit deinem rothen
Strahl, daß ich finde den Weg zu mei-
nem gefallenen Helden. Wer schützt mich
nun vor Gram? Wer vor der Liebe Hi-
dallan's? Umher wird lange nun Komala
schauen, bevor sie Fingal'n erblickt im Ge-
tümmel seines Heers, hell wie der Morgen-
strahl auf der Wolke des frühen Regens.

H i d a l l a n.

Verhülle, du Nebel des düstern Kro-
na, verhülle des Jägers Pfad. Verbirg vor
meinen Augen seinen Gang; und laß mir
den Feind vergessen seyn. Die Reihen der
Schlacht sind zersprengt. Kein Drang ist

mehr um seinen tönenden Stahl. O Karun, roll' in Blut dahin; denn der Fürst der Scharen erlag.

K o m a l a.

Wer fiel an Karun's graßigem Strand,
o Sohn der wolkigen Nacht? War er
weiß, wie Ardven's Schnee? Und blü-
hend, wie der Regenbogen? Gleich sein
Haar dem Nebel des Hügels, sanft ge-
kräufelt im Sonnenglanz? War er gleich
dem Donner des Himmels im Kampf?
Schlank, wie das Reh der Wüste?

H i d a l l a n.

O möcht' ich erblicken sein Liebchen,
hold vom Felsen herab sich lehnend!
Ihr Aug' in Thränen röthlich und trüb',
und halb in die Locken die blühende
Wange verhüllt! Erhebe dich, liebliches
Lüstchen, die schweren Locken aufzu-
wehn, daß mir glänz' ihr weißer Arm,
und die Wange, so lieblich in Gram!

K o m a l a.

Und fiel denn Komhal's Sohn, du
Mann der traurigen Bothschaft? Der Don-
ner umrollt die Gebirge! — Auf feuri-
gen Schwingen fliegt der Blitz! Doch Ko-
mala schrecken sie nicht; denn ihr Fingal

erlag. Sprich, Mann der traurigen Bothschaft, fiel der Zertrümmrer der Schilde?

Hidallan.

Das Volk ist umher in's Gebirge zer-
scheucht. Der Ruf des Feldherrn sam-
melt's nicht mehr.

Komala.

Schrecken verfolge dich über die Flur;
Verderben ergreife dich, König der Welt!
Und schnell erschreite dein Grab! Dein
Mädchen bejammre dich! In Thränen ver-
blüh' ihre Jugend, wie Komala's! —
Warum sagtest du mir's, Hidallan, daß
mein Held erlag? Ein Weilchen noch
hätt' ich seiner geharrt, und geglaubt,
ihn am fernen Felsen zu sehn. Mich hätte
vielleicht ein Baum getäuscht. Der Berg-
wind hätte meinem Ohr wie sein Horn
ertönt. O wär' ich an Karun's Gestade,
daß meine Thränen seine Wangen er-
wärmten!

Hidallan.

An Karun's Gestade liegt er nicht. Auf
Ardven erheben die Helden sein Grab.
Leucht' ihnen, o Mond, aus deinem Ge-
wölk; hell sey dein Strahl auf seiner

Brust; daß Komala im Schimmer der Rüstung ihn sehe.

K o m a l a.

Haltet, ihr Söhne des Grabes, bis ich meinen Liebsten erblicke. Er liefs mich allein auf der Jagd. Ich wufste nicht, daß er zu Kampfe ging. Er verbiets mir, wiederzukehren mit der Nacht; und der König von Morven ist wieder gekehrt. Warum verschwiegst du mir seinen Fall, du bebender Felsensohn? Du sahst ihn in seinem Jünglingsblut; und thatest es mir nicht kund!

M e l i l k o m a.

Was hallt auf Ardven's Flur? Wer ist der Blinkende dort im Thal? Wer wandelt daher in der Kraft des Stroms, des Wogengetümmel im Mondstrahl blinkt?

K o m a l a.

Wer anders, als Komala's Feind, der Sohn des Königs der Welt? Geist Fingal's! richt' aus deiner Wolke Komala's Bogen! Laß ihn stürzen, wie den Hirsch der Wüstenei! — Es ist Fingal im Geistergetümmel! — Warum kommst du,

Geliebter, zu schrecken und freuen mein Herz?

Fingal.

Singt, Liederbarden, den Krieg am frömenden Karun! Vor meinen Waffen floh Karakul das Gefilde seines Stolzes entlang. Fern sinkt er nun, wie ein Luftgebild, das ein Nachtgespenst verbirgt. Der Sturm trieb's über die Heide dahin. Die dunkeln Wälder flimmerten umher.

Ich hört' eine Stimme, gleich dem Lüftchen meines Hügel's. Ist's Galmal's Jägerinn? Die Tochter Sarno's mit der weissen Hand. Blick' herab vom Felsen, o Liebchen! Laß Komala's Stimme mich hören!

Komala.

Nimm mich ein in die Höhle deiner Ruhe, du lieblicher Sohn des Todes!—

Fingal.

Komm ein zur Höhle meiner Ruhe! Der Sturm ist vorüber, und die Sonne glänzt über der Flur. Komm ein zur Höhle meiner Ruhe, Jägerinn des wiederhallenden Kona!

Komala.

Er kehrt mit seinem Ruhme zurück;

ich fühle die rechte Hand seiner Schlachten. — Doch, erst muß ich hinter dem Felsen ruhn, bis meine Seele vom Schrecken sich faßt. Mit der Harfe heran! Ihr Töchter Morni's, beginnet Gesang!

D e r s a g e n a.

Komala hat drei Hirsche auf Ardven erlegt. Die Flamme lodert vom Felsen empor. Komm zu Komala's Gastmahl, König des waldigen Morven!

F i n g a l.

Singt, Liederbarden, den Krieg am strömenden Karun! daß mein weisarmiges Mädchen frohlocke, während ich sehe das Mahl meiner Liebsten.

B a r d e n.

Nun rolle, Karun's Strom, in Freuden rolle dahin, denn die Söhne der Schlacht sind entflohn! Das Ross graßt hier im Felde nicht mehr. Die Schwingen ihres Stolzes flattern auf fremder Flur. In Frieden wandelt die Sonn' empor, in Freude sinken die Schatten hernieder. Ertönen wird nun die Stimme der Jagd; in der Halle werden die Schilde ruhn. Uns wird ergetzen des Oceans Schlacht; und röthen wird unsre Hände Lochlin's Blut. Nun

rolle, Karun's Strom, in Freuden rolle
dahin, denn die Söhne der Schlacht sind
entflohn!

Melilkoma.

Sinket, ihr leichten Nebel, herab! Er-
hebt, Strahlen des Monds, ihren Geist!
Erblasst am Felsen liegt das Mädchen.
Komala ist nicht mehr!

Fingal.

Ist Sarno's Tochter todt? Todt der
weisse Busen meiner Liebe?—O walle mir
entgegen, Komala, auf meiner Heide,
wann ich einsam sitze bei den Strömen
meiner Hügel.

Hidallan.

Verstummt die Stimme der Jägerinn
Galmal's? O, warum foltert' ich die Seele
des Mädchens? Wann erblick' ich dich
nun wieder in Freude auf der Jagd des
dunkelbraunen Gewildes?

Fingal.

Jüngling der düstern Stirn! Gaste von
nun an in meiner Halle nicht mehr. Meide
fortan meine Jagd! Keiner meiner Feinde
falle durch dein Schwert. — Führt mich
zum Lager ihrer Ruhe, daß ich sie noch
betrachte in ihrer Schöne. — Bleich liegt

sie am Felsen. Ihr Haar empört der kalte
 Wind. Die Sehne ihres Bogens tönt im
 Sturm. Im Fallen zerbrach ihr Pfeil.
 Stimmt an das Lob der Tochter Sarno's!
 Übergebt ihren Nahmen den Stürmen der
 Hügel!

B a r d e n.

Siehe! Flammen der Luft umlodern das
 Mädchen; auf Mondglanz erhebt sich ihr
 Geist! Rund um sie herum aus ihrem
 Gewölke neigen die ernsten Gesichter ih-
 rer Väter sich nach ihr hin. Sarno, mit
 dämmernder Stirn; und mit roth funkeln-
 den Augen, Hidallan. Wann schimmert
 deine weisse Hand nun auf? Wann tönt
 von unsern Felsen deine Stimm' herab?
 Dich werden die Mädchen suchen auf der
 Heide, doch nimmermehr finden. In
 Träumen wirft du zu Zeiten dich nahn,
 und Ruh' in ihre Seelen träufeln. Deine
 Stimme wird fort tönen in ihrem Gehör,
 und mit Wonne werden sie denken an
 die Träume ihres Schlags. Flammen der
 Luft umlodern das Mädchen; auf Mond-
 glanz erhebt sich ihr Geist!

III.

KATH - L O D A.

EIN GEDICHT *).

ERSTER DUAN.

Von alten Thaten ein Sang!

Warum, du unsichtbarer Wanderer, der
du Lora's Distel beugst, warum, o Lüftchen
des Thals, verliessest du mein Ohr? Ich
höre nicht mehr das ferne Brausen des
Stroms, noch den Laut der Harfe vom Fel-
sen herab. Komm, Lutha's Jägerinn, Mal-
vina! und rufe dem Barden die Seele zu-
rück!

Ich blicke nach Lochlin's Seen hin-
aus, nach der dunkelwogigen Bucht von
U-Thorno, wo Fingal den Wogen und

*) Aus der Handschrift.

D. H.

brausenden Winden entstieg. Klein ist die Zahl der Helden von Morven auf unbekannter Flur!

Starno sandte zu Fingal'n einen Bewohner von Loda, und lud ihn zum Feste. Aber eingedenk des Vergangnen, entbrannte der König in vollen Zorn. 'Wer der Gormal's moosige Burg, noch Starno sollen Fingal'n sehn. Mordgedanken gleiten, wie Schatten, über sein glühendes Herz. Sollt' ich vergessen jenen Morgenstrahl, die Königstochter mit blendender Hand? Geh', Loda's Sohn! Sein Wort ist Fingal'n nur ein Hauch, ein Windhauch, welcher hin und her die Distel schwenkt im trüben herbftlichen Thal. Duth-Maruno, Todesarm! Krommaglas, Held mit eisernem Schild! Struthmor, du Schweber auf dem Fittich der Schlacht! Kormar, dessen Geschwader das Meer durchtanzt, sorglos, wie des Flammenballs Schwung den schwarzen Wolkenstrom! Auf, Heldenföhne, rund um mich herum auf fremder Flur! Jeglicher blick' auf seinen Schild, wie Trenmor, der Führer der Schlacht. Herab, sprach Trenmor, der du zwischen den Harfen

wohnt! Wälze mir diesen Strom zurück,
oder verwes' im Grabe mit mir!'

Rund um den König herum erhoben
sie sich im Zorn. Kein Wort brach aus;
und Jeder ergriff den Speer. In sich hin-
ein war Jedes Seele gehüllt. Doch end-
lich, horch! erwacht der Klang auf ih-
ren hallenden Schilden umher. Jeder
wählt sich seinen Hügel bei Nacht. Ge-
sondert in Finsterniß, hielten sie Stand.
Zu Zeiten durchbrach ihr dumpfer Sang
das Brausen des Sturms.

Der volle Mond ging über ihnen auf.

Gerüstet kam der schlanke Duth-Ma-
runo, des Ebers wilder Verfolger, von
Kroma's Felsengebirgen herab. Im dun-
keln Nachen fuhr er die Wogen hinan,
wann Krum-Thormo's Wald sich erhob. Er
strahlt' auf der Jagd hervor im Getümmel
der feindlichen Schar. Duth-Maruno, du
kanntest keine Furcht!

‘Sohn des kühnen Kombal, hub er
an, soll mein Schritt voran durch die
Nacht? Soll über diesen Schild hinweg
mein Blick sie spähn in ihren glänzenden
Stämmen umher? Starno, der König der
Seen, hält vor mir, und Swaran, der

Fremden Feind. Nicht eitel war ihr Schwur
 bei Loda's Zauberstein, — Kehrt Duth-
 Maruno nicht zurück, so sitzt sein Weib
 zwar einsam heim auf Krathmo-Kraulo's
 Plan. Zwei braufende Ströme begegnen
 sich hier; Gebirge lagern sich und hal-
 lende Wälder umher; und der Ocean
 woget nicht fern. Mein Sohn, ein junger
 Springer in's Feld, verfolgt noch die
 kreischenden Vögel der See. Doch bringe
 du ihm des Ebers Haupt; Kandona ver-
 nehme von dir seines Vaters Lust, wann
 er die borstige Kraft I-Thorno's sträu-
 bend auf der Lanze schwang. Meld' ihm,
 was ich im Kriege that! Meld' ihm, wo
 sein Vater fiel!

‘Eingedenk meiner Väter, sprach Fin-
 gal, durchheilt' ich das Meer. Sie lebten
 die Zeit der Gefahr, in den Tagen des
 Alterthums. Auch in den Locken der Ju-
 gend wird's mir vor dem Feinde nicht
 schwarz. Mir, Fürst von Krathmo-Krau-
 lo, gebühren die Thaten der Nacht.’

Er raffelt' in seinen Waffen dahin, weit
 sprang er über Turthor's Strom, der dumpf
 bei Nacht hinunter scholl durch Gormal's
 Nebelthal. Hier flimmert' ein Fels im

Mondenstrahl, drauf stand ein stattliches Gebild, ein Gebild mit wallendem Haar und weißer Brust, den Mädchen Lochlin's gleich. Kurz und wankend ist ihr Schritt. Sie stößt in die Luft gebrochenen Laut; und schlägt die weißen Arme zusammen; denn Gram bewohnt ihr Herz.

‘Torkul-Torno, mit grauem Haar! erseufzte sie, wo wandelst du nun bei Lulan? An den eignen dunkeln Strömen sankst du, Konban-Kargla's Vater! Jedoch ich erblicke dich, Fürst von Lulan, scherzend in Loda's Halle, wann die dunkel umschleierte Nacht sich unter dem Himmel dahin wälzt. Zuweilen verbirgt dein Schild den Mond. Ich hab' ihn verfinstert am Himmel gesehn. Dein Haupthaar lodert ein Feueregebild; so segelst du durch die Nacht. Warum muß ich vergessen seyn in meiner Höhle, o König der borstigen Eber? Schau' aus Loda's Halle herab auf deine verlassene Tochter!’

‘Wer bist du, rief Fingal, Stimme der Nacht?’

Sie erschrak, und wandte sich weg.

‘Wer bist du im Finstern dort?’

Sie fuhr in die Höhle zurück.

Der König löste die Band' ihrer Hand,
Er fragte nach ihrem Geschlecht.

‘Torkul-Torno, sprach sie, wohnt’ an
Lulan’s schäumendem Strom; er wohnte
— jedoch in Loda’s Halle schwenkt er
die tönende Muschel nun. Er tritt mit
Starno von Lochlin, und lange währte
der finsterräugigen Könige Streit. Mein Va-
ter erlag, der blaubeschildete Torkul-
Torno fiel in seinem Blut. Ich hatt’ am
Felsen bei Lulan’s Strom ein hüpfendes
Reh durchbohrt. Kaum sammelte meine
weiße Hand mein Haar umher aus wehen-
der Luft, so vernahm ich Lärm, fuhr auf
mein Blick, schlug hoch empor mein wei-
ches Herz, und eilte nach Lulan, dir
entgegen, o Torkul-Torno. Mir begeg-
nete Starno, der schreckliche Fürst! Sein
rothes Aug’ entbrannt’ in Liebe zu mir.
Verdunkelnd nickte sein borstiges Wim-
pernhaar auf sein versammeltes Lächeln
herab. — Wo ist mein Vater, rief ich,
der so mächtig im Kriege war? — Nun
bist du zwischen Feinden verwaist, du
Tochter Torkul-Torno’s! — Er ergriff
meine Hand: er spannte die Segel, und

barg mich in diese finstre Gruft. Zu Zeiten kommt er in Nebelgestalt. Doch oft wallt auch ein Jugendstrahl nicht fern vor meiner Höhle vorbei. Vor meinem Blick geht Starno's Sohn. Er bewohnt meine Seel' allein.'

‘Mädchen von Lulan, sprach der Held, schwanenbußige Tochter des Grams! Eine Wolke, mit Flammen bestreift, durchwallt jetzt deine Seele. Sieh dem dunkelverschleierte Monde nicht nach, noch den Feuerzeichen der Luft. Dich vertritt der Schrecken der Feinde, mein blinkender Stabl. Kein Schwacher führet diesen Stabl, kein finsterrinniger Mann. Wir verschließen die Mädchen in tiefende Höhlen nicht. Sie zerringen die weißen Hände bei uns nicht in der Einsamkeit. Sie neigen in ihrem Lockenschmuck sich auf Selma's Harfen herab. Ihre Stimme verhallt in der Wüste nicht. Uns schmelzt ihr süßer Gesang.

* * * * *

Und Fingal schritt noch weiter voran, tief durch den Busen der Nacht, bis Loda's Hain, von tiefenden Winden gepeitscht. Dort sind drei Steine mit Moos

bekrönt; dort stürzt sich schäumend ein Strom; und dunkelroth wälzt rund herum die schreckliche Wolke Loda's sich. Hoch oben herunter schaut' ein Geist, halb ausgebildet von schattendem Dampf. Er goß zu Zeiten seine Stimm' in den brausenden Strom hinab. An einem verwitterten Baume nicht fern vernahmen gebückt zwei Helden sein Wort, Swaran, der König der Seen, und Starno, der Fremden Feind. Sie standen finster gelehnt, ein Jeder auf seinen schwarzen Schild. Die Speere starrten voran in die Nacht. Hell gellend piff der Hauch der Nacht durch Starno's wehenden Bart.

Sie vernahmen Fingal's Tritt; und sprangen in Waffen empor. 'Swaran, strecke den Schwärmer zu Boden, rief Starno in seinem Stolz. Nimm deines Vaters Schild. Er ist ein Fels im Streit' — Swaran warf den blanken Speer. Er fuhr in Loda's Baum. Die Gegner rückten mit Schwertern heran. Zusammen klornte der Stahl. Das Schildgehänge Swaran's hieb die Klinge Luno's durch. Zu Boden rollte der Schild. Zerspalten flog der Helm herab. Zurück hielt Fingal den drohenden

Bürger's Schriften. VI. B. (3)

Stahl. Voll Grimm stand Swaran entwehrt,
Stumm rollt' er sein Aug', und warf zu
Boden sein Schwert. Dann schritt er lang-
sam über den Strom, und wandelte pfeifend dahin.

Nicht verborgen dem Vater bleibt Swaran. Starno wendet sich grimmig hinweg. Verdunkelnd nicken die borstigen Wimpern auf seine versammelte Wuth herab. Er zersplittert Loda's Baum mit dem Speer. Er beginnt zu sumfen ein Lied. Sie kommen zurück in Lochlin's Heer, Jeder durch seinen dunkeln Pfad, zwei beschäumten Strömen durch zwei Regenthäler gleich.

Zu Turthor's Ebne kehrt Fingal zurück. Schön hob sich das Morgenroth. Es beglänzte die Beute von Lochlin in Fingal's Hand. Hervor aus ihrer Höhle trat in ihrem Reitz die Tochter Torkul-Torno's. Sie sammelt' ihr Haar aus wehender Luft. Wild stimmte sie an ihr Lied. Das Muschellied von Lulan, wo einst ihr Vater gewohnt. Sie erblickte Starno's blutigen Schild, und ein Freudenstrahl erhellt' ihr Gesicht. Sie erblickte Swaran's gespaltenen Helm; und verfinstert fuhr sie vor Fingal'n zurück. — 'Bist du gefal-

len bei deinen hundert Strömen, Geliebter des trauernden Mädchens?

* * * * *

U-Thorno, entsteigend den Wogen!
umschwebt von Flammengebilden der
Nacht! Ich sehe des Mondes Niedergang
im Rücken deines rauschenden Hains.
Dein Haupt bewohnt der neblige Loda.
Hier ist der Heldengeister Sitz. Aus der
Tiefe seiner Wolkenhalle winkt Kruth-
Loda, der Gott der Schwerter, hervor. Dort
dämmert seine Gestalt durch wallendes Ne-
belgewölk. Mit der Rechten hält er den
Schild; in der Linken halb sichtbar die
Muschel. Das Dach der entsetzlichen Halle
blinkt von den Flammen der Nacht.

Das Geschlecht Kruth-Loda's rückt her-
an, ein Schwarm gestaltloser Schatten.
Er reicht die tönende Muschel herum, an
die, so da glänzten im Streit. Doch ihn
und den Feigen sondert sein Schild, ein
düsteres Scheibenrund. Er ist ein stürzen-
des Zeichen der Luft dem Schwachen im
Streit. Glänzend, wie der Regenbogen
über den Strömen, kam Lulan's weisbu-
figes Mädchen.



K A T H - L O D A.

EIN GEDICHT.

ZWEITER DUAN.

‘Wo bist du, Sohn des Königs? rief der dunkellockige Duth-Maruno. Wo schwandest du hin, o junger Strahl von Selma? Er kehrt nicht zurück aus dem Busen der Nacht. Der Morgen umschimmert U Thorno. In ihrem Nebel hält die Sonn’ auf ihrem Hügel schon. Hebt, Krieger, die Schilde vor mir. Er darf nicht fallen, wie Feuer der Luft, deß Spur am Boden verlöscht. Doch, da kommt er her, wie ein Aar, vom Saume des träufelnden Sturms, die Beute des Feindes in seiner Hand. O König von Selma, die Seelen der Deinigen trauerten schon.’

‘Die Feinde sind nahe, Duth-Maruno! Sie rücken heran, wie im Nebel

die Wogen des Meers, wenn über den flach hinsegelnden Duft sie bisweilen die schaumigen Häupter erhöhn. Zusammen fährt der Waller auf seiner Bahn, und weiß nicht, wohin er soll fliehn. Doch bebende Waller sind wir nicht. Zückt, Heldenföhne, den Stahl! Soll Fingal's Schwert, o'r ein andrer Krieger voran?

‘Die Thaten des Alterthums, sprach Duth-Maruno, sind wie Pfade vor unsern Blicken, o Fingal. Stets glänzt der breit-beschildete Trenmor aus seiner dämmernen Zeit hervor. Auch war des Königs Muth nicht schwach. Damahls schlich keine düstre That geheim. Von ihren hundert Strömen her versammelten die Geschlechter sich im graßigen Kolglan Krona. Die Führer zogen voran Jeglicher wollte Feldherr seyn. Oft wurden die Schwerter halb gezückt, Roth funkelten ihre Augen vor Wuth. Getrennt stand Einer vom Andern, und Jeder sumfete trotzig sein Lied. Was sollten sie weichen einander? Die Väter waren im Kriege sich gleich.’

Dort hielt auch Trenmor mit seinem Volk, mit den Locken der Jugend ge-

schmückt, Er sah den nahenden Feind, Vor Kummer schwoll sein Herz. Er rieth den Fürsten, zu wechseln; sie wechselten mit dem Geboth, und wurden zurück gedrängt. Vom eignen moosigen Hügel kam der blaubeschildete Trenmor herab. Er führte die weitbeflügelte Schlacht, und die Fremden wurden besiegt. Rund um ihn herum versammelten sich die düsteräugigen Krieger nun, und schlugen den Freundschild. Wie ein holder Frühlingshauch entauschte dem Fürsten von Selma das Machtgeboth. Nun führten die Fürsten wechselnd den Streit, bis größere Gefahr sich erhob. Dann war die Stunde des Königs da, zu ersiegen das Feld der Schlacht.

‘Die Thaten unsrer Väter sind kund, sprach Kromma-Glas mit dem eisernen Schild. Doch wer führt heut die Schlacht vor diesem Königssohn? Nebelgewölk hüllt hier vier dunkle Hügel ein. Drin schlag’ ein Jeder seinen Schild. Vielleicht kommt dämmernd ein Geist herab, und wählet Einen zur Schlacht.’

Seinen Nebelhügel stieg Jeder hinan. Barden bemerkten das Hallen der Schilde. Dein Schildbauch klang am lautesten, o

Duth-Maruno ! Du führst das Heer zur Schlacht.

Wie Wassergetöse kam das Geschlecht U-Thorno's herab. Swaran, der Fürst der stürmischen Inseln, und Starno führten das Heer. Sie blickten über ihre eisernen Schilde, wie Kruth-Loda mit feurigen Augen, wenn er hinter dem verfinsterten Monde hervor blickt, und Flammen in die Nacht herunter streut. Sie fielen sich an bei Turthor's Strom; und schwellen empor, wie Wogengetümmel. Zusammen schollen die Streiche; und hin und her flog schattender Tod. Sie glichen dem Hagelgewölk, den Schoofs voll träufelnder Stürme. Es raffelt heulend herab; aufschwillt der dumpfaufdonnernde Abgrund.

Schlacht des trüben U-Thorno ! Was thu' ich deine Wunden kund ! Du bist bei den Jahren der Vergangenheit ! Du welkst in meiner Seele.

Starno führte das Herz der Schlacht, und Swaran die dunkeln Flügel. Kein harmloser Strahl war Duth Maruno's Schwert. Lochlin wird zurück gewälzt über seine Ströme. Die zornigen Könige stehn in Gedanken vertieft. Sie rollen ihre

Augen stumm , ob der Flucht ihres Volks,
Und Fingal's Horn erscholl ; die Söhne des
waldigen Albion kehrten zurück. Viel aber
lagen an Turthor's Strom , verstummt in
ihrem Blut.

‘ Fürst von Krathmo , sprach der Kö-
nig , Duth-Maruno , du Eberschütze !
Nicht harmlos kehrt mein Aar zurück vom
Felde der Schlacht ! Dafs wird die schwa-
nenbußige Lanul an ihren Strömen sich
freun ! Dafs wird frohlocken Kandona ,
wenn er durch Krathmo's Gefilde dahin
hüpft ,’

‘ Kolgorm , versetzte der Held , war
der Erste meines Geschlechts in Albion ,
Kolgorm , der Reiter des Meers durch
seine fluthenden Thale. Er erschlug sei-
nen Bruder in I Thorno ; und verließ
sein Vaterland. Er erkor sich heimlich sei-
nen Sitz am felsigen Krathmo Kraulo. Sein
Geschlecht wuchs mit den Jahren heran ,
es wuchs zum Kriege heran , doch immer
wurd' es besiegt. Die Wunde meiner Vä-
ter ist mein , o König der ballenden In-
seln. ’

Er zog einen Pfeil aus seiner Brust.
Bleich fiel er auf fremder Flur, Sein Geist

Nog seinen Vätern zu in ihren stürmischen Inseln. Dort verfolgten sie Eber von Nebel die Säume des Sturms entlang. Die Fürsten standen verstummt umher, wie Loda's Stein' auf ihrer Höhe. Durch's Zwielight erblickt sie der Waller von seiner einsamen Bahn. Er hält sie für Geister der Alten, entwerfend künftigen Krieg.

Die Nacht sank auf U-Thorno herab. Still standen die Fürsten in ihrem Gram. Abwechselnd pfliff der Hauch der Nacht durch jedes Kriegers Haar. Zuletzt riß Fingal sich los von den Gedanken seiner Seele. Er rief den Harfuer Ullin herbei, und begehrte von ihm ein Lied. 'Kein fallendes Feuer, das man kaum erblickt, und dann in Nacht verlöscht, kein schwindendes Meteor war er, der, ach! so tief nun liegt. Er glich der mächtig strahlenden Sonne, die froh auf ihrem Hügel weilt. Rufe die Nahmen seiner Väter herab von den Höhen des Alterthums!'

'I-Thorno, hub der Sänger an, entsteigend dem Wogengetümmel des Meers! Warum verdunkelt sich so dein Haupt im Nebel des Oceans? Aus deinen Thalern entlprang ein Geschlecht, furchtlos, wie

deine starkbeflügelten Adler. Das Geschlecht von Kolgorm mit eisernem Schild, des Bewohners von Loda's Halle.

In Tormoth's hallender Insel erhob sich Lurthan, ein strömender Berg. Er neigte über ein schweigendes Thal sein waldiges Haupt. Dort wohnte an Kruruth's schäumendem Quell der Eberschütze Rurmar. Seine Tochter war schön, wie ein Sonnenstrahl, die schwanenbußige Strina-Dona.

Wie mancher Heldenfürst, wie mancher Held von eisernem Schild, wie mancher schwerlockige Jüngling kam zu Rurmar's hallender Burg! Sie kamen und warben um sein Kind, des wilden Tormoth's stattliche Jägerinn. Doch sorglos gingst du deinen Gang, hochbußige Strina-Dona!

Wenn sie die Heide beschritt, war weißer ihr Busen, als Kana's Flaum, und der Schaum des wogenden Oceans, wenn am meerbepülten Gestade sie ging. Ihre Augen waren zwei Sterne des Lichts. Ihr Gesicht war der Bogen des Himmels im Regen. Wie strömende Wolken floss ihr dunkles Haar herum. Du warst die Be-

wohnerinn jeder Brust, weifsarmige Strina-Dona!

In seinem Schiff kam Kolgorm an, und Korkul-Suran, der Muschelfürst. Von I-Thorno kamen die Brüder her, zu werben um des wilden Tormoth's Sonnenstrahl. Sie sah sie in ihrem tönenden Stahl. Ihr Herz hing an dem himmeläugigen Kolgorm. Ul-Lochlin's nächtliches Auge sah das Händeringen von Strina-Dona.

Die Brüder runzelten die Stirnen ergrimmt; beschossen mit feurigen Blicken sich; und wandten sich weg. Und Jeder schlug auf seinen Schild; und Jedes Hand bebt' an dem Schwert. Sie klirrten in den Heldenkampf für dich, langlockige Strina-Dona!

Korkul-Suran fiel im Blut. Auf seinem Eiland wüthete der Vater in seiner Kraft. Er bannte Kolgorm von I-Thorno, zu irren nach allen Winden. Auf Krathmo-Kraulo's felsiger Flur wohnt' er an fremdem Strom. Doch lebte der König nicht trüb' allein, denn du warst nahe, o Strahl des Lichts, du Tochter des hallenden Tormoth, weifsarmige Strina-Dona!

K A T H - L O D A.

EIN GEDICHT.

D R I T T E R D U A N.

Von wannen kommt der Strom der Jahre? Wobin entrollen sie? Wo bergen sie in Nebelgewand die mannigfarbigen Seiten?

Ich blick' in's Alterthum hinauf, doch trüb' erscheint es Ossian's Blick, wie Mondenglanz, zurück geworfen vom fernen See. Hier steigen die rothen Strahlen des Kriegs. Dort wohnt im Stillen ein feiges Geschlecht! Es bezeichnet die Jahre mit Thaten nicht. In Trägheit schleicht's dahin. Gefellinn der Schilde! die du den sinkenden Geist erhebst! Steig' herab von der Wand, o Harfe von Kona, mit deinen drei Stimmen! Komm mit jener, die das Vergangne belebt! Rühr' empor die

alten Gestalten über ihrer dunkelgrauen Zeit!

U-Thorno, Gebirge des Sturms! Ich erblick' an dir mein Geschlecht. Fingal neigt sich bei Nacht über Duth Maruno's Grab. Um ihn sind die Tritte der Helden, der Jäger der Eber. An Turthor's Strome liegt Lochlin's Herr in Schatten vertieft. Die zornigen Könige standen auf zwei Hügeln, und blickten über ihre gewölbten Schilde, Sie schauten hinauf nach den Sternen der Nacht, roth wandernd gegen Westen. Kruth-Loda neigt sich berab, wie ein Meteor in den Wolken ohne Gestalt. Er läßt die Stürme los, und bezeichnet sie mit Flammen. Starno sah den Sieg des Königs von Morven voraus.

Zwei Mahl schlug er den Baum in Zorn. Er raufte nach seinem Sohne hin. Er summete trotzig sein Lied; und hörte den Wind in seinem Haar. Sie standen von einander gekehrt, wie zwei Eichen, von zwei verschiedenen Stürmen gekrümmt. Jede hangt über ihren lauten Bach, und schüttelt ihr Gezweig im Zuge des Sturms.

Annir, sprach Starno vom Seereich,
 war vor Alters ein verzehrendes Feuer.
 Aus seinen Augen schoß er Tod das Ge-
 filde der Schlacht entlang. Verderben der
 Menschen war ihm Luft, Blut war ihm,
 wie ein Sommerbach, der Wonne strömt
 in's welkende Thal von moosigen Felsen
 herab. Er begab sich zu Luth-Kormo's See,
 entgegen dem schlanken Korman-Trunar,
 dem Helden von Urlor's Strömen, dem
 Schweber auf dem Fittich der Schlacht.

Zu Gormal's Flur kam Urlor's Fürst
 auf dunkelbusigen Schiffen. Er sah die
 Tochter Annir's, die schwanenarmige Fo-
 ina-Bragal. Er sah sie. Auch rollt' ihr
 Auge nicht unbesorgt auf den Reiter der
 stürmenden Wogen. Sie entfloß nach sei-
 nem Schiff in der Nacht, wie ein Mond-
 strahl durch ein nächtliches Thal. Annir
 berief die Winde der Luft, und verfolgte
 sie durch das Meer. Der König war nicht
 allein. Starno war sein Gefährte. Wie U-
 Thorno's junger Aar, wandt' ich nach mei-
 nem Vater den Blick.

Wir rauchten dem brüllenden Urlor
 zu. Der schlanke Korman-Trunar kam

mit seinem Volk. Wir fochten, und wurden besiegt. Mein Vater stand in seinem Grimm. Er schälte die jungen Bäume mit seinem Schwert. Roth funkelten seine Augen vor Wuth. Ich merkte des Königs Sinn, und entfernte mich bei Nacht. Vom Felde nahm ich einen zerbrochenen Helm, und einen Schild, von der Lanze durchbohrt. Spitzlos war der Speer in meiner Hand. Ich ging, und suchte den Feind.

Am Felsen bei brennender Eiche saß der schlanke Korman-Trunar; und neben ihm unter einem Baum saß die tiefbüßige Foina-Bragal. Ich warf vor sie hin den zerbrochenen Schild. Ich sprach die Worte des Friedens: 'An seinem wogenden Meere liegt Annir, der König der Seen. Der König ward im Gefecht durchbohrt; und Starno will sein Grab erhöhen. Mich, einen Sohn von Loda, schickt er her zur schwanenarmigen Foina-Bragal, und fleht um eine Locke ihres Haars, mit ihrem Vater im Grabe zu ruhn. Und du, o Fürst des brüllenden Urlor, laß ruhn das Gefecht, bis Annir von dem feuer-

äugigen Kruth Loda die Muschel empfängt.'

Zerfließend in Thänen stand sie auf, und riss eine Locke von ihrem Haupt; eine Locke, flatternd in der Luft um ihre schwellende Brust. Korman Trunar reichte die Muschel, und hiefs mich fröhlich seyn vor ihm. Ich ruht' im Schatten der Nacht, und verbarg mein Gesicht tief in den Helm. Der Schlaf sank auf den Feind herab. Ich erhob mich, wie ein schleichendes Gespenst. Ich durchbohrte Korman Trunar's Brust. Auch Foina Bragal entging mir nicht. Sie wälzt' ihren weissen Busen in Blut.

Warum, o Heldentochter, erwecktest du meinen Zorn?

Der Morgen flog. Die Feinde waren, wie schwindender Nebel, entflohn. Annir schlug den gewölbten Schild. Er rief seinen dunkellockigen Sohn. Ich kam mit triefendem Blute bestrahlt. Drei Mal erhob er ein Freudengeschrei, wie wenn ein stürmender Regenguß die nächtliche Wolke zersprengt. Drei Tage lang frohlockten wir über den Todten, und riefen die

Geier der Luft. Sie kamen von allen Winden herbei, zu weiden an Annir's Feinden Swaran! Fingal ist allein auf seiner nächtlichen Höhe. Dein Speer durchbohrt' ihn in geheim; des wird, wie Annir, mein Herz sich erfreun.'

'Sohn Annir's, erwiederte Swaran, ich mord' im Dunkeln nicht. Im Lichte schreit' ich einher. Die Geier rauschen von allen Winden herbei. Sie pflegen meinem Gange nachzuspähn. Er ist nicht blutlos durch das Gefilde der Schlacht.'

Der König lodert' in Grimm empor, und hob drei Mal den blinkenden Speer. Doch starrt' er zurück, und schonte den Sohn, und sprang hinweg in die Nacht. Bei Turthor's Strom ist ein dunkles Gewölbe, die Wohnung Konban-Karglas. Hier legt' er ab den Königshelm, und rief das Mädchen von Lulan. Sie aber war schon weit entfernt in Loda's tönender Halle.

Er schwoll von Wuth, und schritt dahin, wo Fingal einsam lag. Der König lag auf seinem Schild auf seiner geheimen Höhe.

Wilder Schütze des borstigen Ebers!
 Kein feiges Mädchen liegt vor dir, kein
 Knab' auf seinem Farrenbette, an Tur-
 thor's murmelndem Strom. Hier spreiten
 ihr Lager die Starken aus, und springen
 davon zu Thaten des Todes empor. Jäger
 des borstigen Ebers! Erwecke den Schreck-
 lichen nicht!

Starno kam murmelnd heran. Fingal
 sprang gewaffnet auf: 'Wer bist du, Sohn
 der Nacht?' Schweigend warf er den Speer.
 Sie kämpften zusammen den nächtlichen
 Kampf. Entzwei gespalten fiel Starno's
 Schild. Er ward an eine Eiche geschnürt.
 — Das Morgenroth ging auf. Da er-
 kannte Fingal den König. Er rollt' eine
 Weile schweigend sein Aug', und gedachte
 jener Zeit, da die schwanenbußige Agan-
 decka einher trat wie Gesangmelodie! —
 Er löste die Riemen von seiner Hand. —
 'Sohn Annir's, rief er, entweich'! Ent-
 weiche zu Gormal's Muschelhalle. Ein
 erloschner Strahl glimmt wieder empor.
 Ich gedenke deiner weisßbüßigen Tochter.
 — Schrecklicher König, hinweg! Fort
 zu deiner unruhigen Wohnung, wolki-

ger Feind der Lieblichen ! Dich vermeide
der Gast , düßrer Wirth der Halle !'

Von alten Thaten ein Sang!

FRAGMENTE.

I.

D I D O.

EIN EPISCHES GEDICHT;

AUS VIRGIL'S ÄNEIS GEZOGEN *).

Schreiben an den Herausgeber des
Deutschen Museums, statt der
Vorrede.

Sollten Sie sich's vorstellen , mein Lieb-
ster , daß beiliegendes Fragment eines
epischen Gedichts D i d o , welches wir zu
gewarten haben, von einem jungen Manne

*) Abgedruckt aus dem Deutschen Mu-
seum. I. Band. 1777. 193. Seite.

D. H.

herrühre, mit dem ich von der Wiege an
 in der genauesten Verbindung stehe, und
 von welchem ich erst jetzt bemerke, daß er
 Verse machen kann? Freilich kannte ich
 ihn schon längst als einen guten Kopf, ver-
 sehen mit allerlei feinen Kenntnissen, dem
 auch das Herz nicht am unrechten Flecke
 säße. Aber ein solches Product hätte ich
 mir dennoch nie von ihm träumen lassen.
 Er hatte Stolberg's und Bürger's
 Homerische Proben und des Letzten anti-
 hexametrische Abhandlung im Deutschen
 Merkur gelesen, und wollte sich durch ei-
 gene Versuche belehren und überzeugen,
 wie weit Bürger Recht oder Unrecht
 hätte. In Ansehung Homer's schien er
 Bürger's Meinung nicht abgeneigt zu
 seyn. 'Unsere Sprache, sagt er, ist zu
 voll zu lang- zu starktönend, um einen
 dem Griechischen ähnlichen Hexameter zu
 geben. Über dieß liesse sich wohl die hohe
 reine Ursimplicität des Homer in dem
 Deutschen Hexameter nicht beibehalten.
 Der Deutsche Hexameter verführt zu blen-
 dendem Farbenauftrag in Bildern und
 Prachtklang im Ausdrücke, wovon Homer
 nichts weiß. Manche einfältige schmuck-

lose Stelle, die im Originale gefällt, würde, eben so einfältig und schmucklos in Deutsche Hexameter gebracht, entsetzlich fatal und langweilig klingen. Hergegen fällt sie recht wohl aus, wenn die ausgereckten, wackelnden hexametrischen in kürzere straffere jambische Glieder zusammengezogen werden.' —

Außer einer Homerischen Übersetzung aber, meinte mein Mann, müßte man den Deutschen Hexameter keinesweges verwerfen, wie er denn auch eine gänzliche Verwerfung in Bürger's Abhandlung nicht fand. So könnte, zum Beispieler, der Deutsche Hexameter es ganz gut mit dem Lateinischen aufnehmen, und wäre eine hexametrische Verdeutschung der Äneis möglich, die sich allenfalls getrost neben ihr Original hinstellen könnte. Meinem Freunde fiel's ein, den Versuch mit dem vierten Gesange zu machen. Ich erstaunte, als ich seine Proben sah, und stürmte auf ihn los, daß er die ganze Äneis so geben möchte. Hierzu war er nun zwar nicht zu bewegen; allein er faßte dafür einen Entschluß, der mir noch willkommener war, nämlich, um nicht immer den

bloßen Übersetzer und Verfäxer zu spielen, ein eigenes Ganzes aus der so interessanten und fruchtbaren Episode von der Dido zu dichten. Dieß, welches seiner Vollendung nahe ist, wird aus mehreren Gefängen bestehen, und, außer dem vierten Buche der Äneis, seinen Stoff größtens Theils aus dem eigenen poetischen Vermögen meines Freundes erhalten. Gern, sagt er, wäre er schon mit diesem Virgilischen Bruchstücke an mancher Stelle noch freier umgesprungen, als geschehen ist, wenn er sich nicht vor den ästhetischen Künstlingen — fürchtete? — Er hat nicht Ursache, sich vor diesem lustigen Halbmännsgesinde zu fürchten! Nein! — wenn ihm nicht von Herzensgrunde davor ekelte. ‘Lieber, drückte er sich neulich aus, will ich Tage lang ein Concert von tausend Stahren, Ästern und Fröschen hören, als ansehen das Gethue und Hülffhohlen, wenn man etwa einem schulfässigen Götzen etwas genommen, oder gegeben hat. Wenn Jenes gleich nur Kupfer und Dieses Gold wäre, so soll und muß der Götze doch alle Mahl geprellt seyn.’

Mich verlangt von Herzen nach Ihrem Urtheile, und noch mehr, wenn Sie dieser Probe ein Plätzchen in Ihrem Museum geben können, nach dem Urtheile des Publicums über meinen neu ausfindig gemachten Dichter. B a m b e r g, den 10. Januar, 1777.

FRAGMENT.

Aber die Königin, längst zerrissen von
innigem Aufruhr,
Blutet' an Wunden des Herzens und kocht'
in heimlicher Flamme.
Immer rauschte der Ruhm des Helden, und
immer der Adel
Seines Geschlechts ihr noch dem Seelenauge
vorüber,
Tief im Busen und fest behafteten Wort
und Geberde. 5
Vor dem Getümmel entwich die labende
Ruhe den Gliedern.
Als am nächsten Morgen Apollon's röthli-
che Schwester

Mit erhobener Fackel die Erdengefilde be-
 leuchtet,
 Und die duftigen Nebel der Nacht vom
 Himmel vertrieben,
 Wandte die Leidende so sich zu ihrer
 zärtlichen Schwester: 10
 Anna, die schrecklichste Nacht hab ich
 in Qualen verwachtet!
 Schwester, welch ein Gast hat unsere
 Schwelle betreten!
 Welche Gestalt und Geberde! Wie ta-
 pferen Geistes und Armes!
 Traun! die Sage redt wahr, er stamm' aus
 göttlichem Samen,
 Würde nicht Feigheit sonst die entartete
 Seele verrathen? 15
 Welche Gefahren sang er! Und welche be-
 standenen Fehden!
 Wäre mir nicht zu fest der Schluss in die
 Seele geprägt,
 Nimmer an einen Gemahl mein Leben wie-
 der zu fesseln,
 Seit mir die ersten Freuden der Liebe zu
 Grabe gesunken;
 Wäre nicht ewig mir Bett und Fackel der
 Ehe zuwider, 20

Ach! so könnt' ich allein noch dieser Ver-
suchung erliegen. —

Schwester, was hehl' ich es? Seit mein
armer Sichäus verblutet,
Und die Götter des Hauses dem Bruder-
würger entronnen,

Hat mir Er allein den Sinn gewendet, und
mächtig

Meinen gefunkenen Geist empor von neuem
gehoben. 25

Hier! Ich fühl' es, sie glimmt, sie lodert,
die vorige Flamme!

Doch verschlinge mich ehr der offne Ra-
chen des Abgrunds,

Eher zerschmettere mich der allmächtige
Vater im Himmel,

Schmettere mich zu den Schatten, den
bleichen Schatten der Hölle,

Tief in die unterste Nacht mit Donner-
keilen hinunter, 30

Eh' ich entweihe dich, Scham, und deine
Gebothe verletze!

Er, der Erste, der mich umarmt, entnahm
mir die Liebe.

Hab' und behalt' er sie dann auch immer
und ewig im Grabe!

Bürger's Schriften, VI. B. — (4)

Also jammerte sie , und beträufte den Bu-
sen mit Thränen.

Anna hierauf : So soll denn, o theuerste
Seelengeliebte , 35
Ewiger Witwengram der Jugend Knospe
zernagen ?

Soll denn nimmer dein Schoofs, von schaf-
fender Liebe gesegnet ,
Deiner Brust ein Kind zu Trost und Wonne
gebären ?

Meinst du , das kränke die Seele der längst
vermoderten Asche ?

Wohl ! Du trauertest einst , und es rührte
dich keine Bewerbung , 40
Noch in Libyen, noch zuvor im glänzenden
Tyrus ,

Noch des verworfnen Jarbas, noch aller Ge-
waltigen , welche
Nähret Afrikens Flur, die Gebärerinn hoher
Triumphe.

Wolltest du aber denn auch behaglicher
Liebe dich weigern ?

O , bedächte dein Sinn , auf welchen Ge-
filden du waltest ! 45

Hier umgürten dein Reich, unüberwindlich
im Kriege ,

Das Geschlecht der Gätuler und zügellosen
Numider ;

Dort die unwirthlichen Syrten und eine ver-
durstende Wüste ,

Neben der weit umher verheerenden Wuth
der Barcäer ,

Ich geschweige der Drohung des Bruders ,
geschweige der Kriege, 50

Welche von Tyrus her sich gegen Karthago
erheben ,

Unter Göttergeleit, und mit Gunsten Satur-
niens , glaub' ich ,

Trieben die Stürme des Meers herbei die
Troische Flotte.

Schwester , welch ein Reich ! und welche
herrliche Stadt wird ,

Unter solcher Verbindung , dein Auge noch
thürmen sich sehen ! 55

Und der Punische Ruhm , von Ilion's Waf-
fen begleitet ,

O , wie wird er empor auf Siegsgepränge
sich schwingen !

Wende nur du mit Gebeth und mit Opfern
dich zu den Göttern ,

Wohl bewirthe den Gast , und ersinn' ihm
Gründe zu zögern ,

Weil noch Regen und Sturm des Oceans
 Wellen empören, 60
 Noch nicht schmeichelt die Luft, und die
 Schiffe zerschellert noch
 liegen.

Also beflammte sie mehr noch den glühen-
 nen Busen mit Liebe,
 Stärkte den schwankenden Geist mit Hoff-
 nung, und wiegte die
 Scham ein.

Bald drauf nahten sie sich den Hallen
 des Tempels, und flehten
 Gunst und Frieden der Götter vor ihren ge-
 weihten Altären; 65

Schlachteten nach Gebrauch untadlige
 Lämmer zum Opfer,
 Der allnährenden Ceres, Apoll'en und Va-
 ter Lyäen,

Doch besonders für Juno, die Göttinn eh-
 licher Bande.

Eine Schale hielt selbst in der Rechten die
 reizende Dido,

Strömte sie einer weißlichen Kuh hoch
 zwischen die Hörner; 70

Schritt bald bethend auf, bald ab vor den
 Augen der Götter,

Zwischen den fetten Altären, und feiert' ihr
 Fest mit Geschenken;
 Bald verschlang sie den Dampf der geöffne-
 ten Herzen der Thiere,
 Forschend nach ihrem Geschick, O betro-
 gene Sinnen der Seher!
 Konnten auch Tempel, Altar und Gelübd'
 der Gepeinigten frommen? 75

An dem zärteren Mark leckt' immer und
 immer die Flamme;

Nimmer und nimmer entschlief der Schmerz
 der heimlichen Wunde.

Ach! Sie brannte, sie brannte, die un-
 glückselige Dido!

Schwärmte wie rasend umher, durch-
 schwärmte die Gassen
 Karthagens.

Gleich der getroffenen Hindinn, die tief in
 den Kretischen Wäldern 80

Unvermuthet der Jäger mit scharfen Ge-
 schossen ereilet;

Wild durchstreicht sie die Flur und die
 Waldgebirge von Kreta,

Aber zu tief sitzt ihr das tödtliche Rohr
 in der Weiche.

Dann geleitete sie den Gast durch pran-
 gende Gassen,

Und liefs Sidon's Prunk an den neuen Pal-
 läften ihn schauen. 85
 Kaum begann sie zu reden, so stockte sie
 mitten im Worte.
 Mit dem sinkenden Tage verlangt sie wie-
 der nach Schmäufen;
 Abermahl will die Bethörte der Troer Ge-
 schichte vernehmen;
 Abermahl haftet ihr Blick an dem Munde
 des schönen Erzählers.
 Als die Gäste des Mahls von dannen ge-
 schieden, weil Luna, 90
 Halb die bedämmerte Bahn der Sonn' er-
 schritten, und schon die
 Westlich sinkenden Sterne den Müden des
 Schlummers gemahnet,
 Ächzte sie noch allein in dem stummen ver-
 lassenen Saale,
 Hingesunken auf's Polster, worauf der Ge-
 liebte geruhet.
 Überall folgt ihr Gedank' ihm nach; sie
 hört ihn und sieht ihn, 95
 Ist er schon selbst nicht da. Oft drückt sie
 den Knaben Äneens,
 Seines Vaters Gebild, an ihren brennen-
 den Busen,

Ob sie zu täuschen vermöchte das unerfätt-
liche Sehnen,
Halb erhobenen Thürmen entsteht nun die
letzte Vollendung;
Nirgends übet sich mehr in Künsten des
Krieges die Jugend; 100
Wehrlos bleibt die Stadt und der Hafen
vor Anfall und Stürmen;
Stückwerk ruhet der Trotz der unzerbrech-
lichen Mauern,
Ruht der gewaltige Bau der wolkenhohen
Basteien.

Juno, die Gattinn Zeus, so bald sie die
Arme von solcher
Sucht befangen sah, die weder Ehre noch
Schande 105
Zu bezähmen vermochten, da wandte sie
so sich zur Venus:
Ha! gar treffliches Lob erjagt ihr und glän-
zende Beute,
Du und dein listiger Bub'! Oh, unvergeß-
liche Ruhmthat,
Wenn Ein Weib durch List zwei Mächte
des Himmels erobert!
Aber ihr täuscht nicht mich! Denn ich
weiß, ihr fürchtet die
Mauern, 110

Weiß , ihr neidet die Pracht der Palläste
des hohen Karthago.

Doch was müht ihr euch ab ? Was zweckt
die unendliche Fehde ?

Schlößen wir lieber ewigen Bund durch
Lieb' und Vermählung !

Haft du doch Alles , wonach du mit gan-
zer Seele getrachtet.

Dido brennt in Liebe , sie glüht am inner-
sten Marke.

115

Unser Beider sey dann , und zu beiderlei
Obhuth empfohlen

Sey das vereinigte Volk ! Es gehorche die
glänzende Dido ,

Sammt der Tyrischen Macht , dem Willen
des Phrygischen Gatten !

Venus , merkend den Sinn der Heuchel-
rede , mit Listen

Das Hesperische Reich auf Libyens Küste
zu pflanzen ,

120

Venus erwiederte drauf : Wer wäre , dieß
dir zu versagen ,

Thöricht genug , und lieber mit dir sich in
Fehde zu messen ?

Wenn die Vollführung des Raths , den du
gibst , nur Segen begleitet.

Aber noch ist des Geschicks und Jupiter's
Rath mir verborgen.

Darf auch beiderlei Volk mit Einer Mauer
sich schirmen? 125

Darf mein Ilion sich vermählen mit deinem
Karthago?

Du bist Gattinn; du darfst den Gemahl
durch Bitten erforschen,

Wandelst du vor; so ich nach.

Hierauf die erhabene Juno:
Meln sey dieß Geschäft! Nur zuörderst
laß dich belehren,

Wie und wo den Entwurf ich zu vollfüh-
ren gedenke? 130

Morgen, wann Titan in Osten den Strah-
lenscheitel erhebet,

Und die Welt beglänzt, wird sich zur Jagd
in die Wälder,

Von Äneen begleitet, die schmachtende
Dido erheben.

Plötzlich werd' ich sodann den Tag durch
Wolken verdunkeln;

All von Donnergerolle soll krachen das
Himmelsgewölbe. 135

Wann nun die Jäger den Forst mit wan-
kenden Netzen umkreifen,

Soll entauschen den Wolken mit Hagelge-
raffel ein Regen.

Flüchtig wird das Geleit in die Nacht der
Gebüsche sich retten.

Dido und der Fürst der Troer sollen in
Eine

Höhle gerathen. Zugegen allda, besteht
mir dein Wille, 140

Willich vermählen auf immer der Lieben-
den ihren Geliebten.

Hier erliege die Braut, hier werde dem
Hymen geopfert!

Venus benickte den listigen Plan mit lä-
chelndem Beifall.

Drauf entsteigt Aurora der Fluth des öst-
lichen Weltmeers.

Glühend im Morgenstrahl, enteilt mit blin-
kenden Lanzen, 145

Trieglichen Netzen, und Schlingen die Ju-
gend den Thoren. Die Lüfte

Hallen von Reitergalopp und Gebell der
spürenden Meute.

Noch verzieht, von den Edeln erharret, die
Königinn drinnen.

Draussen wiehert ihr Ross, stolzirend in
Purpur und Golde,

Stampfet zu Funken den Grund, und
knirrscht am beschäum-
ten Gebisse. 150

Endlich tritt sie hervor, vom Getümmel
 der Diener umrauschet,
 Schön in Sidon's Tracht, umfäumt mit
 blühenden Ranken,
 Gülden ist ihr Köcher, und gülden das
 Lockengeschmeide;
 Gülden gerüstet ihr Fuß, und über dem zier-
 lichen Schenkel
 Schürzt ein güldnes Heft die Falten des
 Purpurgewandes. 155
 Fröhlich wandern die Phrygier mit, und
 fröhlich Julius,
 Aber vor Allen strahlt Äneas im Glanze der
 Schönheit,
 Reiht und gliedert und führt den Zug. Wie
 Phöbus Apollo,
 Wann er Lyciens Winter verläßt und den
 schwellenden Xanthus,
 Wieder sein mütterlich Delos besucht,
 die Reigen erneuert, 160
 Und in buntem Gemisch die neu bekränz-
 ten Altäre
 Völker von mancherlei Stamm und Sitten
 und Zungen umschwärmen,
 Er wallt herrlich indessen auf Cynthus blu-
 migen Hügeln,

Sanft sein rollendes Haar mit zartem Zwei-
ge gefesselt,

Und mit Gold durchfirnt; einher, mit sil-
bernem Bogen, 165

Herrlich wallt er einher; am Rücken er-
trasselt der Köcher.

Eben so stattlich und hehr ging Venus
Sohn, und nicht minder
Prangt' auf seinem Gesichte die Blume der
göttlichen Schönheit.

Als nun die Jagd das Gebirg' und den
sperrigen Dickicht erobert,
Siehe, da taumelten hier, entfürzt dem
Felsengescheitel, 170

Über die Rücken der Berge die flüchtigen
Gemsen herunter;

Siehe, da rudelten dort sich die Hirsche
zusammen, und stürzten
Laut die fläubende Flucht hinab durch's of-
fene Blachfeld.

Muthig auf muthigem Ross, durchsprengt'
Julus die Thäler,

Sprengt' in raschem Galopp bald Diesen,
bald Jenen vorüber. 175

Schnöbe, so glühte sein Muth, statt dieses
feigen Gewildes,

Schnöbe doch lieber ein Keiler mit krum-
men beschäumten Gewehren,
Oder ein tapfrer Leu aus nächtlicher Kluft
ihm entgegen!

Nun allmählich beginnt der Wald zu
dampfen und tosen.
Sieh, es woget am Himmel ein Meer von
Wettergewölken; 180
Lauter und lauter entrollt dem Wolkenge-
woge der Donner;
Plötzlich rauscht ihm nach mit Hagelge-
prassel der Regen;
Ström' entschallern den Bergen; es fluthet
das Saatengefelde.

Hierhin und dorthin zerscheucht sucht Je-
der ein schirmendes Obdach.
Dido und der Fürst der Troer gerathen in
Eine 185
Höhle zusammen. Und siehe, sofort ver-
künden in Zeichen
Tellus und Juno die That; mitkundig der
stillen Vermählung,
Flimmert und flammert der Äther; und
hoch vom Fessengewipfel
Tönt das Jammergeheul der keuschen
Nymphen Diane'ns.

Unglückseliger Tag! Ein Vater alles Ver-
derbens, 190

Und des endlichen Todes! Denn taub dem
Rufe der Ehre,

Hehlte nun Dido bald selbst nicht mehr die
heimlichen Freuden,

Sondern sucht' ihr Vergehn mit dem Nah-
men der Ehe zu adeln.

Hui! erhob sich nun Fama nach Libyens
mächtigen Städten;

Fama, ein Unheil, so schnell, als keines
auf Erden; in tausend 195

Gliedern lebend und webend, gestärkt an
Kräften im Wandern;

Anfangs klein aus Scheu, bald aufgewach-
sen gen Himmel,

Wandelt's auf Erden einher, und schleiert
den Scheitel in Wolken.

Tellus, so meldet die Sage, gebar im Zor-
ne der Götter

Nach der Riesenbrut dieß Unthier ihnen
zur Schwester, 200

Rasch in den Füßen, und rasch in den un-
ermüdlichen Schwingen,

Gräßlich gestaltet und groß. So viel es Fe-
dern bekleiden,

So viel spähende Augen , o Wunder ! find
 drunter verborgen ,
 So viel Zungen voll Lärm , und Ohren , er-
 hoben zum Laufchen.
 Nachts durchsegelt sein Flug die Mitte von
 Himmel und Erde ; 205
 Nachts durchzifcht es das Dunkel , wie gif-
 tige Drachen die Höhle ;
 Nimmer und nimmer verschließt die wa-
 chen Augen der Schlummer ,
 Tages sitzt es und harrt auf den obersten
 Zinnen der Schlösser ,
 Oder auf hohen Basteien , und schreckt die
 bevölkerten Städte ,
 Haschend so gierig nach Lug und Trug , als
 gierig nach Wahrheit. 210
 Schadenfroh säet' es jetzt den Samen zu
 tausend Gerede ,
 Von geschehenen so , als nimmer beschlof-
 senen Thaten :
 Zu Karthago sey Äneas von Troa gelan-
 det ,
 Welchen die reizende Dido zu ihrem Ge-
 liebten erkoren.
 Nun durchschwelge das Paar , gefesselt von
 schändlichen Lüsten , 215

Unbekümmert um Reich und Stadt, in Fe-
sten den Winter.

Überall horchte das Land; vor allen lenk-
te das Schandthier

Seinen eiligen Flug gerade zum König
Jarbas,

Und entflammt' in ihm zu Wuth die verach-
tete Liebe.

Er, von Hammon erzeugt, im Schoofs
Garamantis, der Nym-
phe, 220

Welche zu heimlicher Luft der Gott den
Fluren entführet,

Hatte dem Vater zu Ehren in seinem un-
endlichen Reiche

Hundert erstaunliche Tempel erbaut und
hundert Altäre,

Hatt' ihm unsterbliches Feuer und ewiges
Wachen geweiht

Immerdar troff von Blut geschlachteter
Opfer der Boden; 225

Immerdar blühten die Säulen von mancher-
lei Blumengewinde.

Jetzt von Liebe bethört und vom heillosen
Gerüchte,

Bethet' er vor den Altären, im Angesichte
der Götter,

So zum Vater hinan mit hoch gefaltenem
Händen:

Allgewaltiger Zeus, dem schmaufend
auf farbigen Polstern 230

Das Maurusische Volk die Weihe Lenäens
versprenget,

Siehst du so ruhig dieß an? Erbeben wir
etwa vergebens,

Wenn uns drohet dein Arm, mit zacki-
gen Blitzen gerüßet?

Sprüht ohnmächtig der Strahl, und der
Donner, rollt er verloren

Aus dem Wettergewölk nur leeren Schreck
in die Seele? 235

Ha! ein verirrtes Weib, das ein ärmliches
Städtlein auf unserm

Boden erbaut, dem wir den Strand zu pflü-
gen vergönnten,

Welches von uns Geding' und Satzung em-
pfangen, das darf nun

Unsrer Liebe sich weigern, und setzen die-
sen Äneas

Zum Beherrscher des Reichs? Ein zweiter
lüsterner Paris, 240

Pracher, und pochend auf nichts, als we-
niges Halbmannsgefindel,

Darf, da Wellen und Sturm ihn kaum auf's
 Trockne geschleudert,
 Und vom Regen der Reise Gewand ihm und
 Locken noch träufeln,
 Der darf wagen den Raub, und ruhig der
 Beute genießen?

Ha! und das uns zum Vergelt, weil wir mit
 täglichen Gaben 245

Treten zu deinen Altären, und eitele Frömm-
 igkeit üben?

Also fleht' er laut, umfassend die Hör-
 ner des Altars;

Und der Allmächtige hört' ihn, und senkte
 die Blicke herunter

Nach der Königsstadt und dem ruhmverges-
 senen Paare;

Winkte dem Bothen Mercur, und gab ihm
 diese Befehle: 250

Auf, mein Sohn, und fleug auf den Fitti-
 chen rascher Zephyre!

Eile zu Venus Sohn, der in Karthago noch
 weilet,

Und der Städte vergifst, die ihm das Schick-
 sal beschieden!

Windschnell fleug mir hinab, und verkünd'
 ihm Jupiter's Willen!

Solchen hätt' ihn nie die reizende Mutter
verheissen; 255

Darum zwier ihn nicht den Lanzen der
Griechen entrissen.

Sondern Italien sollt' er beherrschen; Ita-
lien, schwanger

Von gewaltigen Reichen und Kriegsgetüm-
mel! Er sollte

Dardanus edeln Stamm zu höhern Zweigen
hier treiben,

Dafs dereinst von ihm das Erdall würde
beschattet. 260

Lockt nicht ihn der Glanz so hoher Verheif-
sung, und spornet

Nicht sein eigener Ruhm die trägen Kräfte
zu Thaten,

Sollte der Vater den Sohn doch um Rom's
Palläste nicht triegen.

Was beginnt, was weilt er? Was hofft er
von feindlichen Völkern?

Zieht ihn Lavinia nicht? Noch das geseg-
nete Brautland? 265

Noch das verheifsne Geschlecht? Hinsegeln
soll er! Das ist es,

Was du verkünden ihm sollst. So geboth
der allmächtige Vater.

Schnell gehorchte der Sohn, und schnall-
 te das güldene Flugwerk
 An die Füße, worauf er über Länder und
 Meere,
 Schwebend in hoher Luft, mit gleichem
 Schwunge dahin eilt. 270
 Dann ergriff er den Stab; den Stab, wo-
 mit er dem grausen
 Orkus die Seelen entwinket und zuscheucht,
 oder womit er
 Schlummer gibt und nimmt, und die Augen
 zum Tode versiegelt.
 Rüstig schwing er den Stab, und trieb die
 Wolken und Winde
 Vor sich her, und glitt dahin durch Wet-
 tergetümmel. 275
 Tiefer und tiefer sank sein Flug. Schon sah
 er des rauhen
 Atlas Wirbel und sah die felsenribbigen
 Seiten,
 Atlas trägt den Himmel auf seinem fläm-
 migen Nacken;
 Immer geschüttelt von Sturm, und von Ha-
 gelgeflöber zerzeißelt,
 Ist sein Fichtenhaupt mit schwarzen Wol-
 ken umschleiert. 280

Ström' entrollen dem Kinn, und Schnee be-
 lastet die Schultern;
 Fürchterlich starret der Bart des Alten von
 ewigem Eise.
 Hier erst hielt der Sohn der Maja kurz nur
 den Flug an.
 Jach von dannen entfuhr er hinab in die
 Tiefe dem Meer zu.
 Wie ein Vogel im Nu, hart über des Oceans
 Spiegel, 285
 An fischreichen Gestaden und Klippen tö-
 nend dahinstreicht;
 Eben so flog Mercur jetzt zwischen Him-
 mel und Erde,
 Kommend vom Atlas herab, entlang die
 sandigen Küsten
 Libyens, und durchschnitt die entgegen
 strebenden Winde.
 Als sein geflügelter Fuß kaum nieder zu
 Boden gesunken, 290
 Nahm er Äneen wahr. Er stand bei seinen
 Gewerken,
 Und liefs legen den Grund zu neuen Pal-
 lästen und Thürmen,
 Sieh, er trug ein Schwert, bestimmet mit
 Sternen von Jaspis,

Seiner Schulter entwallte , von seidenwol-
ligem Purpur ,

Ein Talar, den ihm die prächtige Dido ver-
ehret ,

295

Künstlich von ihrer Hand durchwebt mit
güldnem Gespinste.

Plötzlich erschien ihm der Gott: Du grün-
dest am hohen Karthago ,

Weiberdiener , und hilfst verherrlichen
fremde Palläste ?

Wehe dir! So zu vergessen der eignen
Krone der Zukunft!

Vom gestirnten Olymp entbeuth der Herr-
scher der Götter ,

300

Er , der Himmel und Erd' in ewigen Krei-
sen herumrollt ,

Selber entbeuth er mich her , dir den hei-
ligen Willen zu melden.

Ha! was beginnst , was hoffst du in dieser
weichlichen Ruhe ?

Lockt nicht dich der Glanz so hoher Ver-
heißung , und spornet

Nicht dein eigener Ruhm die trägen Kräfte
zu Thaten ,

305

Mahnet dich doch ein Sohn , dem Italiens
Reiche gebühren.

So der Gefandte des Himmels; und warf
 mit dem letzten der Worte
 Von sich die Erdgestalt, und schwand, zer-
 fließend in Lüfte,
 Sinnlos stund und starr Aneas von der Er-
 scheinung,
 Grausen empörte sein Haar, und ihm
 klebte die Red' an dem
 Gaumen. 310
 Tief getroffen vom Ruf des gewaltigen Got-
 tes, befiel sein
 Ganzes Wesen ein Drang, zu enteilen den
 holdesten Fluren.
 Himmel! Was sollt' er thun? Wie es
 wagen, dieß der ent-
 brannten
 Königin zu entdecken? Wie sollt' er be-
 ginnen? Wie enden?
 Als ein zerwehtes Rohr, so schwankt' ihm
 die Seele nun hier hin, 315
 Dort hin und überall hin, doch lange ver-
 gebens. Am Ende
 Dünkte von allen Entschlüssen der Zweifle-
 rinn dieser der beste:
 Mnesthes und Sergeß, zusammt dem ta-
 pfern Kloanthus,

Wurden berufen, Sie sollten im Stillen die
 Flotte zur Abfahrt
 Rüsten, und rüftig das Volk herbei zum
 Ufer versammeln; 320

Aber den endlichen Zweck des Beginnens
 sorglich verhehlen.

Selber wollt' er indess zur unbefangenen
 Dido,

Ahndend keinen Riss so inniger Wonne-
 verbindung,

Weislich den Zugang spähn, und ergreifen
 die ruhigste Stunde,

Alles ihr kund zu thun. Es gehorchten die
 Troischen Helden 325

Froh des Gebiethers Befehl, und eilten von
 dannen zu Werke.

Doch der Königin Herz — wer täuscht'
 ein liebendes Herz wohl? —

Ahndete bald den Trug und die schreckli-
 chen Dinge der Zukunft

Mifstraunvoll zuerst. Denn jene verderb-
 liche Fama

Raunt' es ihr in das Ohr, man rüfte die
 Flotte zur Abfahrt. 330

Sinnlos wüthete sie und schwärmte die
 Gassen der Stadt durch,

So entschwillt der Thyade die Brust zur
 Stunde der Weihe,
 Eben so flammt ihr Blick, so zuckt es ihr
 durch die Gebeine,
 So enttaumelt ihr Tanz, der entsetzliche
 Tanz, dem Gebirge,
 Wenn sie das Rädergerolle vom nahenden
 Wagen Lyäens, 335
 Und das dumpfe Gebrüll der Pardel ver-
 nimmt, Es ertönen
 Laut von der Orgien Lärm die benachteten
 Wipfel Cithärons.
 Endlich entbrach ihr der Drang des Gefühls
 zuerst in die Rede:
 Wähntest doch also, Verräther, solch Bu-
 benstück liesse sich bergen?
 Wähntest, so heimlich dich aus meinen
 Grenzen zu stehlen? 340
 Hält kein Handschlag dich? Kein Schwur
 geheiligter Liebe?
 Fesselt Dido dich nicht im Kampfe des bit-
 tersten Todes?
 Siehe, der Winter gebeuth! Im Winter
 spannst du die Segel?
 Willst durch Wogen und Sturm, durch
 Nordsturm willst du dich
 wagen?

Unbarmherziger Mann! und wären's nicht
 fremde Gefilde, 345
 Nahmenlose Hütten, mit unbekannten Be-
 wohnern,
 Welche du suchst, und stände noch etwa
 das vorige Troa;
 Liefs' auch Troa jetzt durch Wogen und
 Sturm sich erreichen!
 Mir enteilest du? Mir? — Bei diesen
 Thränen, bei deiner
 Mir verpfändeten Hand, bei den Schwüren
 ewiger Treue, 350
 Bei dem ersten Genuß der unerfättlichen Liebe,
 Oh! und bei Allem, was ich im seligen
 Taumel dir hingab,
 — Arme Verschwenderinn! Nichts bebiel-
 test du übrig! — bei Allem,
 Liebster, beschwör' ich dich! Wenn je dir
 Liebes und Gutes
 Dido gethan, und an ihr je irgend was lieb
 dir und süß war, 355
 Ach! so erbarme dich ihrer und ihres fin-
 kenden Hauses!
 Dido, Dido fleht! Wenn irgend Flehen
 dich rühret,
 O, so rühre dich dieß! So ertödete den
 schrecklichsten Voratz! —

Deinethalben bedroht mich der Haß der
 Libyschen Völker,
 Und der Gewaltigen Zorn in den Horden
 wilder Nomaden. 360

Selbst die Tyrier sehn mir scheel ob mei-
 ner Verschwendung.

Götter! die Blume der Scham — du hast
 sie gebrochen, die Blume,
 Welche der Völker Sang einst bis zum Him-
 mel erhoben! —

Was für Händen verläßt der so treulich
 bewirthete Gastfreund,
 Weil ich doch fürder nicht darf Gemahl ihn
 nennen, o, was für 365

Händen verläßt er nun die arme verlorene Dido?

Wehe mir! Soll mir die Stadt nun Pygma-
 lion wieder zertrümmern?

Oder als Slavinn mich, für sein wollüstiges
 Bette,

Mich! Äneens Geliebte! der trotzige Jar-
 bas entführen? —

Hätte doch nur mein Schooß vor dieser un-
 seligen Trennung 370

Noch von dir ein Kind, der Lieb' ein Denk-
 mahl, empfangen;

Spielte vor meinem Blick ein muthiger jun-
 ger Aneas,

Liebster , von dir ein Bild ! So keimte mir
 mindestens Hoffnung ;
 Und ich dünkte so ganz mich nicht verwit-
 wet und elend.

Also bath sie ; doch er , gefasst in Jupi-
 ter's Willen ,

375

Stand mit gehaltnem Blick und unverwan-
 delter Miene ,

Und verzwängte den Drang des Gefühls im
 schwellenden Busen.

Endlich erwiedert er kurz : Ich werde die
 Thaten der Liebe ,

Rühmtest du deren auch mehr , o Gebieth-
 rinn ! nimmer dir läug-
 nen.

Grosses verdienst du an mir ! Auch soll der
 Gedank' an Elissen

380

Nie mein Herz gereun , so lang' ein Geist
 in mir denket ,

Und in den Adern noch sich regen die Pulse
 des Lebens.

Hör' und entschuldige mich ! Mit nichten
 sucht' ich dir , glaub' es !

Diese Flucht zu verhehlen. Nie kam ich ,
 um Liebe zu werben.

Hab' ich die Fackel der Ehe zuerst dir ent-
 gegen getragen ? —

385

Liefse des Schicksals Macht nach eigenem
 Willen mich schalten ,
 Und mir selber mein Loos erwählen , so
 schwäng' ich die Lanze
 Noch für Ilion's Stadt und die theuern
 Reste der Meinen.
 Unererschüttert ständ' itzt Priam's hoher Pal-
 last noch ;
 Oder ich hätte die Trümmer gesammelt ,
 und wieder ein neues 390
 Pergamus meinen Befiegten im Vaterlande
 gegründet.
 Aber Italien wies mir an Gryneus Apollo ;
 Nach Italien steuern , gebothen mir Lyciens
 Loose.
 Hier erwarten mich Braut und Reich. Ent-
 zückt die Stadt dich ,
 Welche du glücklich und kühn auf Libyens
 Küsten erhoben , 395
 Warum neidet dein Herz uns um Aufoniens
 Städte ?
 Troer dürfen doch auch in fremden Gefil-
 den sich anbaun ?
 Alles drängt mich fort ! Wann die Nacht
 mit triefenden Schatten
 Still die Erde bedeckt , und die Sterne den
 Himmel bestimmem ,

Mahnet und schreckt das Bild , ein düstres
Bild von Anchisen 400

Mich im Traum , und gebeuth mir Flucht.

Es mahnet der Anblick
Meines Julus mich , den um Hesperiens
Kronen ,

Ihm beschieden im Rath der unsterblichen
Götter , ich triege.

Kürzlich hat Zeus mir selbst , das schwör' ich
bei meinem und meines
Sohnes Leben ! er hat mir durch den Ge-
sandten des Himmels 405

Auf den Schwingen der Winde den ernstest
Willen verkündet.

Dießs mein wachendes Aug' sah klar im
Glanze des Tages ,

Sah des Gottes Gestalt durch's Thor der
Stadt mir sich nahen ;

Dießs mein wachendes Ohr hat deutlich
die Rede vernommen.

Quäle nun weiter nicht mich und dich mit
deinem Gewimmer ! 410

Scheid' ich doch ungern fort ! denn ich
muß — — !

Längst schon , als er noch sprach , be-
schofs sie mit Blicken ihn
seitwärts.

Stumm durchlief ihr rollendes Aug' ihn über
und über.

Endlich zersprang das Herz voll Wuth in
laute Verwünschung:

Venus gebär dich nicht! Stammst nicht aus
Dardanus Samen! 415

Ungeheuer! Dich hat der Kaukasus, zackig
von starren

Felsen, erzeugt! Dich haben Hyrkaniens
Tieger gefäuet!

Denn was halt' ich noch an? Was
schon' ich mich größeren
Stürmen?

Seufzt' er zu meinem Schmerz? Brach wohl
das trockene Aug' ihm?

Floß ein Thränchen der Reue? Bedauert'
er seine Geliebte? 420

Ha! wo ist schändlicher was? Nie läßt die
gewaltige Juno,

Nie der allmächtige Vater dieß ungerächet
dahin gehn! —

Treue, du schmiedest Verrath! Du leugst, o
himmlische Wahrheit! —

Ausgeworfen vom Meer, in Hunger und
Kummer und Nacktheit

Nahm ich ihn auf, und hegt' und pflegt' ihn
am thörichten Busen. 425

Aus dem Rachen des Todes errettet' ich sei-
 ne Gefährten ,
 Fischt' ihm aus dem Meer die Trümmer der
 Flotte zusammen!
 Wehe ! mich geißelt die Wuth ! Nun ver-
 kündet Apoll , nun ver-
 kündet
 Lyciens Loos , nun bringt der Götterbothe
 vom Himmel
 Gar den grausen Befehl ! Als hätten die
 seligen Götter 430
 Wichtiger kein Geschäft, als sich um Troer
 zu kümmern.
 Doch , ich halte dich nicht , noch bekämpf'
 ich die Gründe der Arglist.
 Fleuch nach Italien ! Fleuch ! Durchkreuze
 nach Reichen die Meere !
 Dennoch hoff' ich und hoffe , wenn from-
 me Götter noch walten ,
 Dafs die Rache dich bald an Klippen werde
 zerschmettern. 435
 Dido ! Dido ! sollst du noch aber und aber-
 mahl heulen ,
 Wenn mein Fluch im Sturm dich erpackt,
 in Wogen heran braust ,
 Oder im Wetterstrahl aus Donnerwolken
 herab zuckt.

Hat dein Bubenstück einst mein letztes Le-
 ben ermordet ,
 Soll dich mein Schreckgespenst verfolgen
 wachend und träumend, 440
 Hu! du sollst es noch büßen , und bitter
 es büßen, Verräther!
 Und ich werd' es erfahren , erfahren im
 Reiche des Todes! —
 Hier gebrach ihr der Laut; es stockte der
 Strom der Verwün-
 schung,
 Und sie raffte sich auf , zu entfliehn dem
 Lichte des Tages.
 Mancherlei wollt' er noch reden , doch
 wehrten ihm Zagen und
 Staunen. 445
 Keuchend hingestürzt in die Arme der war-
 tenden Mägde ,
 Ward sie athemlos und schlaff von hinnen
 getragen
 In ihr Marmorgemach , und gesenkt auf's
 Polster der Ruhe,



II.

B E L L I N.

ERSTER GESANG *).

1.

Mich kitzelt was bis in das Mark der Seele,
 Ein fremdes Ding, weiß nicht, woher,
 wohin? —

Es will, daß ich ein Ärgerniß erzähle,
 Versänk' ich auch in Unheil bis an's Kinn.
 Ich fürchte sehr, daß Meister Murrner
 schmähle;

Noch bänger wird mir vor Frau Murr-
 nerinn.

Das Kitzelding neckt mich zum halben
 Faune.

Ich glaube gar, es ist die Schäkerlaune.

*) Abgedruckt aus der Akademie der schönen Redekünfte. Herausgegeben von G. A. Bürger. Ersten Bandes drittes Stück. Berlin, 1791. 225. Seite.

2.

Wenn sie es ist, so mag sie sich bequemen,
 Hübsch ganz allein die Folgen der Gefahr,
 Wovor mir graut, auf ihren Kopf zu nehmen,
 Gehadert und gekratzt wird offenbar,
 Was soll ich mich für fremde Rechnung
 grämen?

Sie kommt mir ja kaum alle Jubeljahr,
 Kratzt, Murrer, kratzt an ihr die Nägel
 schartig!

Ich selber bin und reime ja sonst artig.

3.

Wie käm' es sonst, daß in der Weib-
 lein Herzen

Mein Genius zu Lieb' und Lob mich schrieb?
 Denn suchten gleich mich Fratzen anzu-
 schwärzen,

So blieb ich doch den Holden werth und lieb,
 Mir loderten nicht wenig Liebeskerzen,
 Weil ich so süß mein Liederwesen trieb,
 Sie lodern noch, mein altes Herz zu laben.
 Die möcht' ich doch nicht ausgeblasen haben.

4.

Ich sag' es laut, und werd' es ewig sagen:
 Der Wonne Mark ist holder Weiblein Gunst,
 Nun aber naht mein Leben sich den Tagen
 Des Blätterfalls, voll Reif und Nebeldunst.

Wie könnt' ich wohl auf Huld noch An-
 spruch wagen ,
 Entfünde mir der Laute Schmeichelkunst ?
 Es müßte ja kein guter Geist mich lenken,
 Verstimmt' ich die zum Necken und zum
 Kränken.

5.

Drum bitt' ich euch , ihr allerliebsten Wesen,
 Ihr Gütigen , durch deren Rath und That
 Ich manches Mahl von Wund' und Schmerz
 genesen ,
 Wann Mißgeschick mir auf die Zehe trat,
 Laßt diesen Sang der Schalkheit ungelesen!
 Und thut ihr's doch , wie sehr ich's auch
 verbath ,
 So bitt' ich ihr , nur ihr , die mich besessen,
 Das Ärgerniß des Liedes beizumessen.

6.

Dießs Märlein dient allein zu Nutz
 und Frommen
 Der Männer , die verhirschter Stirnen sind.
 Du liebe Zeit! Man kann zu so was
 kommen ,
 Ganz ohne Schuld , man weiß nicht wie
 geschwind'.
 Die zu erbaun hab' ich mir vorgenommen,
 Und bin daher im Grunde gut gesinnt.

Oft kollert drob sich Mancher halb von
Sinnen.

Den möcht' ich wohl der Ruh' zurückge-
winnen.

7.

Ihr guten Herrn, an deren Vordergiebel
Dieß Hauslauch wächst, ein ehrlicher Poet
Versichert euch, daß überall dieß Übel,
Mehr als ihr wißt und glaubt, im Schwan-
ge geht,

Daß nicht Physik, nicht Ethik, Codex, Bibel
Präservativ und Heilungsmittel rath.

Nur gutes Glück und wackrer Weiber Gnade,
Sonst schützt euch nichts vor dieser Stirn-
Parade.

8.

Und weil es denn nun einmahl so auf
Erden

Vom Anfang war, tagtäglich so noch ist,
Und schwerlich auch je anders dürfte werden,
So lang' ein Wolf gern fette Lämmer frisst,
So müßt ihr euch nicht kollertoll geberden,
Wenn euch was trifft, das nicht zu än-
dern ist.

Die Klugheit rath, sich in die Welt zu
schicken,

Und Aug' und Ohr bisweilen zuzudrücken.

9.

Und hiermit sey denn mein Prolog geendet;
 'Gott Lob und Dank, dafs wir doch so
 weit find!

Raunt Mancher schon. Wenn sich sein Ton
 nicht wendet,

So leiert er sein Märchen in den Wind.'—
 Geduld! — Es ist dem Ariost entwendet,
 Ich bin daran unschuldig, wie ein Kind.
 Der erste Schalk, bei welchem wir es lesen,
 Ist, glaub' ich, gar ein Erzbischof gewesen.

- 10.

Es waltete vor vielen bundert Jahren
 Ein König auf dem Thron der Lombardei;
 Der schönste Herr vom Zeh bis zu den Haaren.
 Ich würde nichts zu Astolf's Konterfei
 In Lebensgröfs' an schönen Versen sparen,
 Hielt' ich nur mehr auf Sylbenpinselei.
 Doch, dafs ich euch mit Einem Wink belehre,
 Denkt den Apoll in Villa Belvedere.

11.

Ihr rathet leicht, dafs dieser holden Gabe
 Er selber wohl am wenigsten vergafs.
 So viel er auch an königlicher Habe,
 An Land und Volk und Macht voraus besafs,
 So hiefs es doch, dafs er nach diesem Stabe
 Weit minder sich mit seinem Nächsten mafs.

Kaum fragt' er was nach jeder andern Ehre,
 Wenn es nur hiefs, dafs er der Schön-
 ste wäre.

12.

Begreiflich macht Liebhaberei, wie diese,
 Dafs seinem Schlofs an Spiegeln nichts
 gebrach.

Selbst auf der Jagd lief er in Hain und Wiese
 Der Quellen und der Bäche Spiegeln nach.
 Er fühlte nicht das Starke der Sottise,
 Dafs er so oft vom schönen Ich nur sprach.
 Früh vom Lever, bis spät die Lichter
 loschen,
 Ward Tag für Tag diefs Thema durchge-
 droschen.

13.

Nun war bei ihm ein Schranz sehr wohl
 gelitten,
 Faustin genannt, ein Edelmann aus Rom.
 Vor dem ergofs sich mehr, als jedem Dritten,
 In Scherz und Ernst des Eigenlobes Strom.
 Doch ward der Satz auch dann und wann be-
 stritten,
 Als sey er gar der Schönheit Vicedom.
 Gemeiniglich stand Astolf dann im Glauben,
 Als wollt' ihn nur Faustin ein wenig
 schrauben.

14.

‘Nein, sag’ im Ernst, gibt’s wohl in
allen Reichen,

Begann er einst, was Schöneres aufser mir?—

‘Herr, sprach Faustin, im ganzen Ernst, es gleichen
Euch wenige der schönsten Männer hier.

Nur Einen gibt’s, dem möchtet ihr wohl weichen.

So wenigstens erscheint die Sache mir.

Zwar kann ich euch nicht eure Zweifel wehren,

Doch wollt’ ich wohl mein Credo laut be-
schwören.’ —

15.

‘Das nenn’ ich stark! Erwiederte der König.

Wie hiesse denn der überschöne Mann?—

Hierbei verzog er Nas’ und Mund ein wenig,

Als zweifelt’ er nicht ohne Spott daran.

Allein Faustin versichert’ unterthänig,

Sein eigener Bruder sey der Wundermann.

‘Ha! solltet Ihr Bellin’en einmahl sehen,

Ihr würdet selbst den Preis ihm zugestehen.’

16.

Der König fand zwar eben kein Behagen

An diesem Ha, das dem Faustin entfuhr.

Doch hagelt’ es nun Fragen über Fragen,

Wenn gleich Faustin die Antwort längst beschwur.

Man schloß zuletzt, dem Junker anzutragen:

‘Auf! Stelle mir dießs Wunder der Natur!

Ich will, ich muß es sehn mit eignen Augen,
Ob recht zu sehn die deinigen wohl taugen.' —

17.

‘Es dürfte wohl nicht wenig Künste kosten,
Versetzt Faustin, ihn hier am Hof zu sehn.
Er hockt zu Rom gern zwischen seinen
Pfoften,

Und sehnt sich kaum hinaus vor's Thor zu gehn.
Auch fragt er nichts nach hohen Ehrenposten,
Nach Macht und Gold. Er dünkt sich wohl
versehn.

Denn ihm genügt sein väterliches Erbe.
Die Poesie ist einzig sein Gewerbe.

18.

Auch hat er sich mit einer Frau be-
hangen,
Nach Dichterart, aus bloßem Liebestrieb.
Dieß Weibchen hält ihm Herz und Sinn
gefangen.

So hat auch sie ihn wie ihr Leben lieb.
Geht er nur aus, hilf Gott, was für ein
Bangen!

Als drohte schon Hans Knöchlers Sen-
senhieb.

So nisten sie zusammen, wie zwei Tauben;
Nur Noth und Tod kann Eins dem Andern
rauben.' —

‘Ich muß ihn sehn, den reizenden Poeten,
 Und kostet’ es mein bestes Kammergut,
 Denn neben ihn, so schön er ist, zu treten,
 Fühl’ ich in mir noch immer guten Muth.
 Auch — soll mich just die Eifersucht nicht tödten,
 Gesetzt den Fall, daß er’s zuvor mir thut.
 Denn, wie es scheint, ist er ein guter Knabe.
 Man findet das sehr oft bei Dichtergabe.

Ich kann ja auch, so gut wie bei den Alten
 Mit Dichtern oft der größte Fürst gethan,
 Mit dem Bellin vertraute Freundschaft halten.
 Denn bringt Hans Quaß gleich Manches
 auf die Bahn,
 Wie sie wohl oft in *Puncto Puncti* schalten,
 So ist das doch meist nur Gewäsch und Wahn.
 Graß doch Hans Quaß wohl mehr auf dieser Weide;
 Wer zeichnet ihn drum gleich mit schwar-
 zer Kreide?

Man krittle mir den Dichter, wie man wolle,
 Sein Pindusborn setzt doch ein edles Blut.
 Die Menschenpflicht kürzt er an ibrem Zolle
 Wohl nie so arg, als sein Verächter thut.
 Er achtet mehr in seiner Lebensrolle,
 Denn andres Volk, auf Wahr, auf Schön, und Gut,

Im Ganzen , traun! erscheint an Dichter-
händen

Weit minder Schmutz , als in den andern
Ständen.

22.

Es herrscht gewiss durch alle Facultäten
Der Lehr- Wehr- Nähr und Zehibefflis-
senheit ,

Nom Nichts empor bis zu den höchsten
Räthen

Viel Schurkerei und Niederträchtigkeit.

Nie fernte noch die Kaste der Poeten

Von Redlichkeit und Hochsinn sich so weit.

Wie oft hat dort der Henker hohlen müssen!

Von Dichtern wird man selten so was
wissen,

23.

Ein Schluss hieraus kann schwerlich
mich betriegen.

Nicht Geisteslust nur schlürfet der Poet ;

In seiner Kunst muß auch ein Adel liegen ,

Der in das Herz des Künstlers übergeht.

An solch ein Herz vertraulich sich zu
schmiegen ,

Scheint räthlicher für manche Majestät ,

Als vom Vezier, vom Musti und von Bassen

Anbethen und — verrathen sich zu lassen.

Der Poesie spricht zwar Herr Heinrich Campe,
 Der Rathpapa, nicht allzu viel zu gut;
 Beleuchtet sie mit der bewußten Lampe
 Der Aufklärung, und warnt sein junges Blut*).
 Ihm gilt es mehr, was etwa Heinrich Hampe**),
 Der Collecteur, der Welt zum Besten thut,
 Des Nahrungsfleißs in Briefen unfrankiret
 Die halbe Welt mit Loosen bombardiret.

Doch, däucht mir, hat der Schach der
 Pädagogen,
 Wiewohl recht gut bezahlt für Rath und That,
 Des wackern Volks noch nicht so viel erzogen,
 Als Poesie umsonst erzogen hat.
 Drum blieb ihr auch der Weise stets gewogen***),
 Was auch Jak Spleen oft nach ihr schlug und trat,

*) — *Manet alta mente repostum
 Judicium Paridis...*

**) Ein Lotterie-Collecteur in Braunschweig,
 der sich von der verächtlichen Unart vieler
 und sonderlich Braunschweigischer
 Collecteurs, unverlangte Lotterie Loose
 nach Anleitung des Adress-Calenders
 umher zu versenden, durch des seligen
 Musäus Moralische Kinderklapper
 noch nicht hat bessern lassen.

***) Siehe Kant's Kritik der Urtheilskraft,
 212. Seite.

Er trete zu! Mit dieser Art von Kranken
Dient es zu nichts, um ihren Pips zu zanken.

26.

Es laß' Apoll ihn und auch Den genesen,
Der irgend wo in einem Lands-Journal*), —
Mit Staunen muß ein weiser Mann es lesen, —
Tractate sammt Tractätchen ohne Wahl
Zusammen legt mit seinem großen Besen,
Empor sie thürmt zum Landes-Ehrenmahl,
Den Berg umtanzt, und jubilirt: Man merke
Die Seltenheit der schönen Geisteswerke!

*) Annalen der Braunschweig-Lüneburgi-
schen Chur-Lande, — worin Einer im Nah-
men der Hannoveraner darauf zu stolzie-
ren schien, daß sie sich so wenig mit sol-
chen Werken abgäben, die doch am Ende
allein auf dem Strome der Zeit oben blei-
ben, und den Ruhm eines Volkes als-
dann noch verkündigen, wann aller übrige
gelehrte Wust längst zu Boden gesun-
ken ist.

III.

HÜBNERUS REDIVIVUS.

DAS IST :

KURZE THEORIE DER REIMKUNST
FÜR DILETTANTEN *).

Schon die Überschrift zeigt, daß hier weder für, noch wider den Reim vernünftelt werden soll. Mag doch der Dichter reimen, oder nicht reimen! Wenn er aber reimen will, so vernimmt er ja wohl gern von einem alten Reimer, wie man billig reimen soll, — allenfalls auch darf,

*) Abgedruckt aus G. A. Bürger's Akademie der schönen Redekünfte. Fortgesetzt durch eine Gesellschaft von Gelehrten. Ersten Bandes viertes Stück. Göttingen, 1797. 315. Seite. Zweiten Bandes erstes Stück. 1798. 3. Seite.

D. H.

Wenn gleich dieser Gegenstand nicht eben einer der wichtigsten in der Poetik ist, so verbiethet doch das Gesetz der höchst möglichen Vollkommenheit, auch Kleinigkeiten zu vernachlässigen. Kommen dergleichen Vernachlässigungen öfter vor, so summiren sie sich am Ende doch, und geben ein beträchtlich unangenehmes Deficit an der Rechnung der Vollkommenheit.

Künstler und Kunstrichter von echtem Berufe bedürfen zwar eines solchen Unterrichtes nicht; allein dieß ist auch vielleicht der Fall mit der ganzen Ästhetik. Wer kann und mag es aber allen Unberufenen wehren, sich mit Reimen und Reimbeurtheilungen abzugeben? Diesen kurz und gut zu sagen, worauf es eigentlich ankommt, kann doch wohl nicht schaden, damit unser Ohr künftig von den Reimern etwas weniger gequält, und unsere gesunde Urtheilskraft durch falsche Kritiken nicht so sehr geärgert werde. Mit der möglichsten Güte und Kürze will ich das Kleinliche meiner Theorie gut zu machen suchen.

Der R e i m ist Übereinklang verschiedener Wörter, welche zwei oder mehrere auf einander sich beziehende Verse beschließen.

Seine V o l l k o m m e n h e i t e n sind Richtigkeit, Wohlklang, und Harmonie mit dem Inhalte.

Diese werden insgesammt von einem Hochdeutschen Ohre, nach echt Hochdeutscher Aussprache, nicht aber von dem Auge, oder nach einer andern als Hochdeutschen Aussprache beurtheilt,

*

1. Von der Richtigkeit.

Die R i c h t i g k e i t erfordert eben so viele Erklärungen, als es Arten gibt, gereimte Verse zu beschließen.

Man nennt die Ausgänge der Verse m ä n n l i c h, wenn sie sich mit beton-ten Sylben schließen; es mag nun der Ton geschärft, oder gedehnt seyn. Z. B. W a l l, oder W a h l. W e i b l i c h hingegen, wenn die vorletzte Sylbe auf eine von beiden Arten betont, die letzte aber ganz unbetont ist. Z. B. W ä l l e, W a h-

Ien. Wall und Schall, Wahl und Strahl sind daher männliche; Wälle und Schälle, Wahlen und Strahlen sind weibliche Reime.

Außer diesen, die gewöhnlich und fast überall vorkommen, gibt es noch, aber nur sehr wenige Beispiele einer dritten Gattung von Reimwörtern, die meines Wissens weder männlich noch weiblich heißen, und im Deutschen noch gar keinen festen Namen haben. Die Italiener nennen sie *Rime sdrucciole*, gleitende Reime. Das sind solche, in denen die dritte Sylbe vor der letzten auf eine von beiden Arten betont ist, die beiden letzten aber unbetont sind. Z. B. muthigen, blutigen; beschuldigen, huldigen.

Nach dieser Vorausschickung läßt sich die Richtigkeit folgender Massen erklären.

Die Richtigkeit der männlichen Reime bestehet in dem vollkommensten Übereinklange zweier betonten Endsyblen von ihrem letzten Vocal an bis zu Ende. So klingen in Macht und Pracht der Vocal a und die Consonanten ch und t völlig überein. — Da

Bürger's Schriften. VI. B. (6)

viele Sylben sich mit mehr als Einem Consonanten anfangen, so können auch von diesen noch der eine oder der andere in zwei betonten Endsyblen überein klingen; jedoch trägt dies zur größern Richtigkeit nicht das mindeste bei. So sind z. B. P r a c h t und T r a c h t, worin auch das r vor dem Vocal überein klingt, um kein Haar richtigere Reime, als S c h l a c h t und P r a c h t. Wenn sogar alle Bestandtheile der ganzen Sylbe überein klängen, so würde der Reim in einem andern Betracht, wie weiter unten vorkommen wird, wieder fehlerhaft werden. Diese Bemerkung leidet auch bei den folgenden Reimen ihre Anwendung.

W e i b l i c h e Reime sind richtig, wenn vom letzten Vocal der vorletzten Sylbe an bis zu Ende des Wortes alle übrigen Töne der beiden Wörter völlig überein klingen. So sind l a b e n und g r a b e n richtige weibliche Reime, weil von dem a an alle übrigen Töne der beiden Wörter völlig zusammen stimmen.

Zwei Wörter von der dritten Gattung reimen sich richtig, wenn von dem letzten Vocal der dritten Sylbe vor

der letzten an alle übrigen Töne bis zu
Ende völlig übereinstimmen. Z. B.

Deinem sanft flötenden
Ton, Philomele,
Weichen die tödtenden
Sorgen der Seele.

In flötenden und tödtenden stimmen
von ö an alle übrigen Töne bis an's
Ende völlig überein.

Dass man nicht für das Auge, sondern für das Ohr reime, mithin die Richtigkeit des Reimes lediglich von dem Ohre beurtheilt werden müsse, dürfte kaum erinnert werden, wenn nicht so manche unflathhafte Reim-Kritik, die mir in Recensionen vorgekommen ist, mich dazu aufforderte. Es ist eben so grosse Tollheit, Töne sehen, als Farben hören zu wollen. Einfältiger Mensch, was du da auf dem Papiere vor dir siehst, sind ja nicht die Töne, sondern nur ihre Zeichen! Nicht dein Ohr, sondern dein Auge erklärt Reime für unrichtig, wie diese: Weich, Zweig; zeigt, reicht;

borgt, horcht; durch, Burg;
 Gefang, Dank; werfen, schär-
 fen; Tanz, fand's, Diamants;
 Harz, bewahrt's; hat's, Schatz;
 niederwärts, Scherz; Wachs,
 stracks; Axt, packst; Hexe,
 Kleckse; u. w. Gleichwohl reimen
 sich alle diese Wörter wegen des völligen
 Übereinklanges der Töne in der guten
 Hochdeutschen Aussprache sehr richtig,
 so verschieden auch die Schrift ist. Der
 Hochdeutsche, welcher diesem widerspre-
 chen kann, ist, wenn nicht ein einfältiger
 Tropf, zum mindesten ein eigenfinniger
 Kopf, wenn anders der eigenfinnige Kopf,
 der ohne vernünftige Gründe mit Händen
 und Füßen behauptet und widerspricht,
 etwas bessers, als ein Tropf ist.

Ich bin geneigt, sogar noch weiter zu
 gehen, und auch Reime, wie diese:
 Hals, Salz; Gans, Kranz; Tag,
 sprach; Pflug, Buch — für rich-
 tig zu erklären, weil die Verschiedenheit
 in der echt Hochdeutschen Aussprache äus-
 serst, und sogar alsdann noch fast un-
 merklich ist, wenn man vermittelt einer

Mund-Grimasse sich rechte Mühe gibt, die Verschiedenheit merklich zu machen.

Doch, vielleicht denke ich von den Tadlern jener Reime schlimmer, als sie es verdienen. Wie, wenn sie sich wirklich auf ihr Ohr und auf die Aussprache beriefen? Alsdann aber frage ich wieder: Lieber, was für ein Landsmann bist du? Bist du ein Hochdeutscher, geboren und erzogen unter den höhern und gebildeten Volks-Classen derjenigen Deutschen Provinzen, in welchen unsere neuere Schrift- und höhere Umgangssprache seit Luther's Zeiten entstanden und fortgebildet worden? Oder bist du ein Franke, ein Schwabe, ein Elssasser, ein Baier, ein Schweizer, ein Östreicher, mit Einem Worte, bist du ein Süddeutscher aus einer von denjenigen Provinzen, die noch das für die Schriftsprache längst veraltete Hochdeutsch sprechen? Im ersten Falle bist und bleibst du, Einwendens ungeachtet, entweder der einfältige Tropf, oder der eigensinnige Kopf; im zweiten aber beruffst du dich auf ein falsches Ohr, auf eine falsche Aussprache.

Nur ein neu Hochdeutsches Ohr, nur eine neu Hochdeutsche Aussprache können und dürfen hierin entscheiden; und es steht mit Recht zu behaupten, daß nur die höhern gebildeten Volks-Classen des nördlichen Deutschlands in dem Besitze dieser Stücke sind. Denn nur sie haben an der Revolution, welche Cultur des Verstandes und des Geschmacks seit Luther's Zeiten erfahren, den nächsten und stärksten Antheil genommen, und sich die dadurch entstandene Sprache mit geringern Ausnahmen am meisten eigen gemacht. Die aus ihrem Schoofse entstandenen Schriftsteller haben nicht nur das Gebäude unserer Deutschen National-Literatur gegründet, sondern auch den Bau schon größten Theils hinaus geführt, ehe es den übrigen Provinzialen kaum noch eingefallen ist, an diesem Baue gleichfalls Theil zu nehmen. Wollen diese nunmehr, daß man ihnen, für ihren Beitritt danken soll, so müssen sie alle die Materialien zu Hause lassen, die zu diesem Baue nicht passen. Wie kann und darf ein seit gestern angekommener Fremdling sich anmaßen, heute schon an der Verfassung

des Staates zu meistern? Es ist Thorheit, sich einzubilden, daß es gelingen werde; und Unverschämtheit, es nur zu wollen. Das neue in Obersachsen entstandene, von den obern Volks-Classen dieser und anderer Sächsischen Provinzen und ihren classischen Schriftstellern fortgebildete Deutsch herrschet nun einmahl, und kein Elsässer, kein Schwabe, kein Baier, kein Östreicher wird es mehr wegherrschen. Jede Abweichung davon, jede Empörung dagegen wird in gerechten Anspruch genommen. Alle vernünftigen und billigen Provinzialen sehen das auch sehr wohl ein, und fügen sich ohne Widerrede den Hochdeutschen Sprachgesetzen, so weit sie ihnen nur immer bekannt sind. Nur der Pöbel übertritt sie aus grober Unwissenheit, oder mit trotzigem Vorfatze.

Sollten aber wohl die oben angeführten Reime von einem richtig redenden und hörenden Hochdeutschen mit Recht getadelt werden können? Daß sie wirklich getadelt worden sind, das kann ich versichern. Von einigen derselben steht zu behaupten, daß sie billig nicht nur vor jedem Hochdeutschen, sondern vor jedem

Deutschen Ohre überhaupt als richtig gelten müßten. Wo ist wohl in irgend einem Winkel Deutschlands ein Mensch, der werfen und schärfen, Tanz und Diamants, Harz und bewahrt's, niederwärts und Scherz nicht vollkommen gleich tönend ausspräche? Von Tanz und fand's, hat's und Schatz möchte dieß zu bezweifeln seyn, weil mir zu Muthe ist, als hätte ich fand's und hat's von manchen Provinzialen wohl gedehnter aussprechen hören, als es der Hochdeutsche durchgängig ausspricht. Wenn ein echter Hochdeutscher diese, und ein Deutscher überhaupt jene Reime unrichtig nennet, so kann er offenbar keinen andern Grund anführen, als weil sich die Wörter nicht für das Auge reimen, und das ist offenbar ein Grund, der gar kein — Grund ist.

Allein in Ansehung des ch und g, in den übrigen oben angeführten Wörtern, möchten die Zweifel selbst eines Hochdeutschen gegen die Richtigkeit des Reims mehr Anschein haben; und dieß veranlaßt mich, über ihre Aussprache eine kleine Ausschweifung zu machen, beson-

ders, weil ich die Hochdeutschen Sprachlehrer, und namentlich unter diesen den größten, nämlich Herrn A d e l u n g, hierüber entweder nicht recht verstehe, oder selbige mir Unrecht zu haben scheinen. Mir, der ich im Fürstenthum Halberstadt, und also auf der Grenze von Obersachsen, der Heimath der neuern Hochdeutschen Mundart geboren, an die acht Jahre in Obersachsen zu Halle erzogen worden bin, nachher aber über zwanzig Jahre unter gut Hochdeutsch redenden Menschen in und um Göttingen gelebt habe, und also echte Hochdeutsche Aussprache sowohl in den Ohren, und in dem Munde haben kann, mir scheint es, daß jene Herren die Aussprache dieser beiden Laute, wenn nicht unrichtig, dennoch unbestimmt in ihren grammatischen Schriften angeben.

Was zuörderst das ch betrifft, so nehme ich jetzt zum ersten Mahl, da ich genauer nachsehe, mit Verwunderung wahr, daß Herr A d e l u n g zwei auffallend verschiedene Aussprachen desselben auch nicht mit einer Sylbe bemerket. Ich meine die

Verschiedenheiten nach a, o, u, und nach ä, e, i, ö, ü. Man nehme z. B. die Wörter Ach und Ich. Dort wird der Laut hinten im Munde durch Erhebung des hintern Theils der Zunge nach dem Gaumen, und durch Herablenkung und Zurückziehung der Spitze gebildet. Diesen kann man mit Adelung den stärksten Hauchlaut nennen, der entweder gelinde und einfach, wie in sprach, oder scharf und gedoppelt, wie in Sache, lautet. Davon ist aber der Laut des ch in Ich gänzlich verschieden. Diesen weiß ich nicht anders zu bilden, als durch Anlegung der vordern Seitenränder der Zunge halb an die vordern Backenzähne, und halb an die Ränder des Gaumens, dergestalt, daß der Laut über die Zunge, die, wie mir's vorkommt, eine Mittelrinne bildet, nicht mehr gehaucht, sondern vielmehr herausgepiffen wird. Auch dieser Laut ist entweder gelinde und einfach, wie in siech, sieche, oder scharf und gedoppelt, wie in Stich, Stiche. Von dem j unterscheidet sich derselbe durch nichts,

als durch den stärkern Druck der Organe, die bei Hervorbringung beider Laute eine völlig gleiche Lage annehmen.

Jenen beiden verschiedenen Lauten des *ch*, dem *gehauchten* und dem *gepfliffenen*, weifs ich keine schicklicheren Nahmen zu geben, als wenn ich jenen den *Achlaut*, diesen aber den *Ichlaut* nenne. Der Unterschied zeigt sich nie merklicher, als wenn Ausländer unsere Sprache lernen sollen. Den *Achlaut* lernen sie ohne Schwierigkeit; den *Ichlaut* hingegen oft in ihrem ganzen noch so langen Leben nicht mit der den Hochdeutschen eigenthümlichen Delicateffe aussprechen. Sie sprechen ihn entweder wie ein *k*, oder wie *g*, oder auch wie *ch* in *Ach aus*, welches letztere auch, wenn ich nicht irre, manche Provinzen, z. B. Westfalen, thun.

Eben dieser Unterschied des *Ach-* und *Ichlautes* wird auch beobachtet, wenn *a*, *o*, *u*, oder *ä*, *e*, *i*, *ö*, *ü* darauf folgen. *China* wird mit dem *Ichlaute*; *Chaos* aber am liebsten mit dem *Achlaute* ausgesprochen. Dafs übrigens *ch* vor einen *s* in einer und eben derselben

Sylbe wie k, und also der D a c h s, das W a c h s, wie D a k s, W a k s, ausgesprochen werden, hat seine völlige Hochdeutsche Richtigkeit, wie auch A d e l u n g bemerkt hat. Anders verhält es sich, wenn das s einer andern Sylbe angehört hat, und nur durch Elision herangerückt ist, wie in D a c h, des D a c h e s — D a c h s, wo es seinen Achlaut unverändert behält.

Das g lautet in der guten, neu Hochdeutschen Aussprache auf folgende verschiedene Arten,

1) Es liegen die Organe eben so, als bei'm k; nur daß sie nicht so stark an einander gedrückt werden. Mir dünkt, der mittlere Theil der Zunge erhebt sich, und schlägt dabei leise und gelinde an die mittlere Höhe des Gaumens, anstatt daß die Zunge beim k stark angedrückt, und nach dem gehörigen Engorgement des Hauches und des Tones schnell davon wieder abgeschnellt wird. Diesen Laut hat das g a) überall im Anfange eines Wortes. Z. B. G o t t wird nicht wie K o t t, auch nicht wie J o t t, auch nicht wie C h o t t, mit dem Ach- oder Ichlaute, sondern mit

diesem ganz eigenen, bis zur äußersten Gelindigkeit gemilderten K tone ausgesprochen. *b)* Eben diesen Laut behält das *g* überall und an jeder Stelle des Wortes, wenn ein Vocal darauf folgt, und kein *n* vorher gehet. Z. B. *fagen, folgen, bergig, blauäugig*. Dieser Ton bleibt auch bei der Verdoppelung, in *Flagge, flügge*, in den Niederländischen Wörtern *Pogge, ein Frosch, Plagge, ein abgestochenes Stück Rassen, die Linnenlegge, der Freiherr von Knigge, Egge, u. w.*

2) Lautet das *g* wie ein *k* am Ende einer voll betonten Sylbe nach *n*. Z. B. *Gefang, wie Gefank; so auch Klang, Empfang, jung, empfänglich, Jungfrau*. Ausnahmen hiervon unter der folgenden Nummer.

3) Hat das *g* nach *n* einen Nasenton, fast wie *en, on, un* der Franzosen; und zwar *a)* in allen Wörtern vor den Ableitungs- und Biegungslauten *e*, und denen, die sich noch dazu gesellen. Z. B. *Stange, Stängel, singen, Anger*. Diesen Nasenton behält es auch, wenn das *e* elidirt wird. Z. B. *singt,*

Singweise, des Gesangs — nicht wie Gesangs. b) Vor dem mildernden e, z. B. in enge, bange; selbst wenn dieses e wieder ausgestossen wird, wie z. B. der engste, bänglich. Auch in den Wörtern Angst, Hengst, jüngst, längst, Pfingsten, vermuthlich weil das f hier überall mit einem ehemahls vorhanden gewesenen Vocal noch leise und unvermerkt angefeuchtet wird, sollte es auch nur das e seyn, womit der isolirte Saufelaut ausgesprochen wird.

Ausnahmen hiervon machen alle diejenigen abgeleiteten Wörter, deren Stammwort auf ng ohne weitem Vocal ausging. Also z. B. empfänglich, von Empfang, wie k, so auch vergänglich, von Vergang, langsam, langwierig, langweilig, u. w. Hierher aber möchte ich nicht mit Adelung ein Wort, wie unbezwinglich, rechnen, weil es von bezwingen abgeleitet ist, worin schon vorher ein e das ng begleitet hat.

Zweifelhaft scheint die Aussprache des g in den halb betonten Sylben ung und nung zu seyn, ob es nämlich den K-

oder Nasenton haben soll. Ich, meines Theils, bin fast mehr für den K-ton.

4) Endlich hat das g den wahren Ach- und Ich-ton des ch, in Ansehung dessen man mir zwar widersprechen, aber mich schwerlich bekehren dürfte, weil ich die allgemeinste Hochdeutsche Aussprache hierin allzu aufmerksam erlaucht zu haben glaube.

a) Den Ach-ton des ch hat das g am Ende jeder betonten Sylbe nach a, o, u, und au. Man spricht also Tag, wie spräch; zog, wie hoch; trug, wie Fluch aus. Eben das hat auch Statt, wenn das Ableitungs- Biegungs- oder Milderungs- e ausgestossen sind. In fragt, trugt, behaglich, tauglich, faugt, u. w. spricht man das g mit dem Achlaute des ch aus. Daher lautet auch das von jagen abgeleitete Substantiv Jagd, wie Jacht, und in den von tragen, mögen, wiegen, fliegen abgeleiteten Wörtern Tracht, Macht, Wucht, Flucht hat man sogar auch das Zeichen zu Hülfe genommen.

b) Den Ich-ton des ch hat das g α) am Ende jeder betonten und unbetonten Sylbe

nach ä, e, i, ö, ü, ei und eu. Man spricht also hinwég und der Wêg, wie hinwéch und Wêch; Sieg und Krieg, wie Siech und Kriech; Teig, wie Teich. Eben das hat auch Statt, wenn das Ableitungs- Biegungs- oder Milderungs-e ausgestossen sind. Du sägst lautet daher, wie du sprächst; täglich, wie täglich; möglich, wie möchlich; vergnügt, wie vergnücht; zeigt und beugt, wie zeicht und beucht. — Geheiligt lautet, wie geheilicht. β) Der Ich-ton findet überall Statt am Ende einer Sylbe, wenn irgend ein anderer Consonant als n vor dem g steht. Z. B. in Sarg, wie Sarch; so auch Talg, Balg, Berg, Zwerg, verbirg, Borg, Burg, borgst, bürgt, folgt, tilgt, folglich, bürglich, u. w.

Wer diese Lehre läugnet, muß bei dem g, wenn er's auf der Einen Seite nicht mit dem Ach- oder Ich-tone des ch, und auf der andern nicht mit dem K-tone, wie manche Provinzialen, sondern in dem G tone Numero 1 aussprechen will, eine gezwungene Grimasse machen. Die macht

er auch zuverlässig, so lange er streitet. So bald er aber an den Streit nicht mehr denkt, fällt er entweder in den K- oder in den Ch-ton, und spricht entweder Sark, Tak, was er nicht sollte, oder Sarch, Tach, ersteres mit dem Ich- und letzteres mit dem Ach-tone, wie es auch den besten Hochdeutsch-Sprechern durch ganz Deutschland natürlich und eigen ist. Aber in Särge, Tage, bergig, zweitägig behauptet der gelinde G-ton Numero 1, wie Gott, sein Recht wieder, und es ist falsch, wenn man die Särje, oder Särche, oder Särke ausspricht.

5) Sollte nicht g auch zuweilen fast wie j ausgesprochen werden? In der That, ich glaube dieses in der Ableitungssylbe ig, wenn das Concretions-e hinzukommt. Dafs z. B. götig nicht götik, auch nicht im Tone des g Numero 1, wie in Tage, auch nicht im Nasentone ausgesprochen wird, das ist, däucht mir, doch offenbar. Auch kann das g hier nicht den Ach-ton des ch haben. Also bleibt nur noch der Ich-ton desselben übrig, welcher auch in der That der rechte zu seyn

scheint. Das End-g in gütig klingt, wie ch in lieblich; allein in gütige klingen es anders, als ch in liebliche. Und wie? Fürwahr, wenn nicht völlig, doch bei nahe so weich, wie gütige. Denn nie habe ich in 'der gütige Gott' irgend einen nicht grimassirenden Hochdeutschen alle drei g überein aussprechen hören. Noch offener wird dieser Unterschied, wenn die Ableitungssylbe ig zu Stammwörtern kommt, die sich auf g endigen, z. B. geringfügig. Niemand wird geneigt seyn, das letzte g in fügig dem vorher gehenden, wenn er dies anders richtig im G-tone Numero 1 ausspricht, gleich auszusprechen.—

Diese Ausschweifung über die Aussprache des ch und g geschah, um die Richtigkeit angefochtener Reime, wie Tag, sprach; Pflug, Buch; Molch, Erfolg; braucht, taugt; zeigt, reicht; liegt, riecht; drang, sank; u. w. zu retten. Ich kehre zu meiner Materie zurück.

Alle Wörter, in welchen diejenigen Consonanten und Vocale nicht völlig über-

ein klingen, welche nach dem Urtheile Hochdeutscher Richtig-Sprecher und Hörer überein klingen müssen, sind **u n r i c h t i g e**, oder vielmehr **u n r e i n e** Reime.

U n r e i n e sind daher 1) in Ansehung der **C o n s o n a n t e n** alle weiblichen Wörter, in denen **b** auf **p**, oder **p** auf **b** klappt. Z. B. **l a b e n**, **S a t r a p e n**; **L o b e**, **T r o p e**; **G l a u b e**, **R a u p e**. Richtig hingegen sind die männlichen, z. B. **g a b**, **S a t r a p**. Denn **b** wird am Ende wie **p** ausgesprochen. Noch weniger, als **b** und **p**, reimen sich **w** und **b**, z. B. **L ö w e**, **s c h ö b e**; am allerwenigsten **b** und **f**, z. B. **L i e b e**, **B r i e f e**; nach einer verderbten Aussprache, **B r i e b e** oder **B r i e w e**, wie ich einmahl gelesen habe. So reimen sich auch nicht **d**, **t**, und **dt**. Z. B. **l a d e n** und **b r a t e n**; **r e d e n** und **t r e t e n**; **F r i e d e** und **N i e t e**; **O d e** und **B o t h e**; **S t u t e** und **B u d e**; **S t a u d e** und **L a u t e**; **l e i d e** und **S t r e i t e**; **R i n d e** und **F l i n t e**; **b u n t e** und **H u n d e**; **F e h d e** und **S t ä d t e**; u. w. Ferner reimen sich nicht **g** und **ch** in weiblichen Wörtern. Z. B. **S a g e** und **S p r a c h e**; **F l a g g e**

und Sache; Auge und tauche;
 spräche und erwäge; zeige und
 reiche; fliege und krieche; Pflu-
 ge und fuche. Richtig hingegen sind
 die männlichen, z. B. lag, sprach, und
 Tag; Pflug und Buch; Molch und
 Erfolg; braucht und taugt; zeigt
 und reicht; liegt und riecht;
 borgt und horcht; u. w.

Am unrichtigsten und widerwärtigsten
 sind die Reime g auf k, und umgekehrt.
 Z. B. jagen, haken; jagt und
 hakt, singt und winkt; Flagge
 und Hacke; Egge und Strecke;
 Menge und Schenke; Berg und
 Werk; Folge und Wolke; u. w.
 Gedoppelt unrichtig und widerwärtig sind
 solche, wie legte und deckte, weil
 das e im ersten gedehnt, im zweiten ge-
 schärft ausgesprochen wird.

Sehr unrein und widerwärtig sind auch
 das gelinde f auf das scharfe fs, wenn
 ein Vocal darauf folgt. Z. B. Hase und
 Strafse; Riese und fließse; Rei-
 siger und Fleissiger; moosig und
 kloßsig. Noch ärger ist es, dieß ge-
 linde f auf das verdoppelte scharfe fs oder

das *f* zu reimen, z. B. *H a f e* und *G a f f e*, weil da auch der Unterschied zwischen dem geschärften und gedehnten Vocal noch hinzu kommt. Da, wo nach *f* und *fs* kein Vocal mehr folgt, wie am Ende des Worts, oder wo er ausgestossen ist, klingen sie überein. Wenn also da nur der Unterschied zwischen dem geschärften und gedehnten Vocal es nicht verbietet, so können sie ganz richtig auf einander gereimt werden. Z. B. *G r a s* und *f a f s*; *r a f' t* und *s p a f s t*; *L a f t* und *f a f f' t* oder *f a f s t*, sind ganz richtige Reime.

2) In Ansehung der V o c a l e sind so unrein und widerwärtig, als möglich, a) wenn man geschärfte Vocale vor verdoppelten Consonanten, und gedehnte vor einfachen auf einander klappt. Z. B. *F a l l e n* und *K a b a l e n*; *s c h ä m e n* und *d ä m m e n*; *t r e t e n* und *b e t t e n*; *b o t h e n* und *s p o t t e n*; *S p r a c h e* und *S a c h e*; *F l ä c h e* und *b r ä c h e*; *S t r a f s e* und *G a f f e*; *G r ü f s e* und *K ü f f e*. Die Männlichen sind es fast ebenso sehr. Z. B. *S t a l l* und *M a h l*; *K a b i n e t t* und *G e b e t h*; *k a m* und

Lamm; Tod und Gott; spükt und drückt; schwer und Herr; siech und Stich; Fufs und Kufs; los und Ross; floss und gross; u. w. Reime, wie die letzten, möchten die Schwaben für richtig halten, weil sie floss wie gross dehnen.

Auch die eigentlich kurzen, unbetonten Sylben in dactylischen Wörtern, welche durch einen Sylbenzwang bisweilen zu langen und betonten erhoben werden, dürfen nicht auf wirklich lange betonte geklappt werden. Der Misklang wird hier noch ärger, wenn die letzten gedehnt sind, z. B. G r a z i e n , s t e h n . Das sind sehr schändliche Reime.

b) Falsche Reime geben ferner alle zusammen gepaarten Vocale, die nicht mit einerlei Öffnung des Mundes ausgesprochen werden. Ist die Verschiedenheit der Öffnung zu beträchtlich, so ist auch die Dissonanz zu auffallend, als dafs nicht auch das dickste Ohr sie empfinden sollte. Nicht leicht wird daher wohl Jemand a, e, i, o, u auf einander reimen wollen, es müßten denn ganz rohe ungebildete, eben so falsch hörende als sprechende

Schwaben seyn, die wohl sonst und Kunst, können und sinnen aufeinander zu reimen im Stande sind. Allein die Vocale ä, e, ö, ingleichen i und ü, wie auch die Diphtongen ei, eu, ai und äu sind unter einander ungleich näher verwandt. Was ist von diesen zu halten? — Will man es ganz genau und strenge nehmen, so sind Thränen, sehnen und stöhnen; Lehre und Sphäre; Meer und Speer; Liebe und trübe; Blick und Glück; träumen und leimen; Feind und Freund keine ganz richtigen Reime. Da indessen hier die Dissonanz nicht so auffallend ist, da ein guter Vorleser durch Senkung des Einen und Erhebung des Andern beiderlei Töne einander ziemlich nähern kann; da ein so großer Mangel an Reimen in unserer Sprache ist; und da endlich eben daher das Ansehn aller, auch unserer besten Dichter ohne Ausnahme sie in Schutz nimmt, so darf man sie wohl, wenn nicht völlig richtige, doch wenigstens verzeihliche Reime nennen, zu denen nacheinander Kunstrichter wenigstens zu schweigen haben. Dennoch wird ein

Dichter von feinem Ohre, zumahl in denjenigen lyrischen Gedichten, worin es auf höchste Correctheit angesehen ist, sich erst nach allen Seiten hin drehen und wenden, und nur dann nach solchen Reimen greifen, wenn gar kein Ausweg mehr vorhanden zu seyn scheint.

Wegen unserer Armuth an Reimen hörte ich schon manches Mahl mündlich den Vorschlag thun, die auch in Rücksicht auf Consonanten bloßs ähnlich klingenden Reimwörter gut zu heißen. Z. B.

Ich danke Gott mit Saitenspiel,
Dass ich kein König worden;
Ich wär' geschmeichelt worden viel,
Und wär' vielleicht verdorben.

Allein, wenn man solche Reime auch dem Bothen Asmus gut heißt, so würde man's doch schwerlich seinem Vetter Claudius, dem *Homme de Lettres*, thun. Der *Homme de Lettres* wird sich auch wohl hüten, wie der Bothe zu dichten und zu reimen. So dichtet, redet, versificirt und reimt auch Bürger, als Professor Bürger, ganz anders, als

wenn er den Minstrel macht, wiewohl er als dieser keinen besondern Nahmen führt. Das begreifen aber weder manche Nachahmer, noch manche klügelnden Kunst-richter; und doch wäre es, dünkte ich, so leicht zu begreifen.

*

Es thäte Noth, daß das Meiste, was in diesem Abschnitte von der Richtigkeit des Reimes gesagt worden ist, Tag für Tag durch ein Sprachrohr nach allen zwei und dreißig Winden hin sowohl den Deutschen Dichtern, als auch den Dichter- und Reimerlingen zu gerufen würde. — Wie? Auch den Dichtern? Ja wohl! Es ärgert weit mehr, wenn ein so guter Dichter, als z. B. Herr Blumauer, ein so nachlässiger Reimer, als wenn der ausgemachte Dichterling zugleich auch ein Reimerling ist. Ich flachle hiermit Herrn Blumauer vorläßlich eben desswegen, weil er mir als Dichter so werth ist, damit er sich aufmache, und seinem Landsmanne Alxinger in dem rühmlichen Bestreben nach Hochdeutscher Correctheit nachahme. In funfzig oder hundert Jahren sind ohne-

Bürger's Schriften. VI. B. (7)

hin wir, die wir jetzt leben, nicht correct mehr; noch weniger werden wir's seyn, wenn wir es nicht einmahl für unsere Zeitgenossen zu seyn streben. Dem Dichter, der seine Kunst, seine Leser und sich selbst ehrt und liebt, wie er soll, ist auch das Kleinste keine Kleinigkeit.

2. Vom Wohlklange.

Reime sind wohl klingend, wenn sie leicht und angenehm auszusprechen, und leicht und angenehm anzuhören sind. Demnach beruhet der Wohlklang ungefähr auf folgenden Stücken.

1) Auf der Richtigkeit. Reime, die nicht richtig sind, können auch unmöglich wohl klingend seyn.

2) Reime von einfachen oder verdoppelten gleichen Consonanten sind in männlichen sowohl als weiblichen Wörtern wohl klingend. Z. B. gab, Bad, klar, empor, Natur, Stier, Gabe, Gnade, ziere, geboren, Fluren, Stamm, Lamm, Flamme, Kette, Affe, u. w. Von gleichem, ja vielleicht noch vorzüglicherem Wohlklangen.

ge sind auch die Wörter, in denen die flüssigen Consonanten l, m, n, r sich vor andere stellen, weil sie sich mit dem folgenden sehr leicht vermählen, und dem Worte noch mehr Metall-Klang geben. Z. B. Wald, Gestalten, stammte, Falbe, Stunde, warb, Garben, Sturme. Wenn die flüssigen unter einander selbst sich gatten, so entstehen dadurch die schönsten, tönendsten Reime; z. B. Halme, Palme; lerne, ferne; Zorne, Dorne; Harme, erbarme; u. w. Solche Wörter hingegen, in denen mehrere sehr heterogene harte Consonanten zusammen fließen, die weder leicht und angenehm auszusprechen, noch auch anzuhören sind, können nicht für wohl klingend geachtet werden. Z. B. schöpfte, schröpfte; ächzen, krächzen; horcht, borgt; klopft, stopft; schärft, werft; nichts, Gesichts; kürzt, schürzt; u. w. Solche entfernen sich zu weit von dem reinen Metall Tone. Der Vocal wird durch die Menge der über ihn her stürzenden Consonanten erstickt:

Klagestimmen versinken also, wann bebend die Erde

Städt' einstürzt, und der Staub der gestürzten gen Himmel emporsteigt.

Daher sind auch die gedehnten Vocale vor einfachen Consonanten in der letzten männlichen Endsylbe, so wie auch in der vorletzten Sylbe der weiblichen Wörter wohl klingender, weil der gedehnte Vocal länger und voller tönt, als der kurz abgestossene. Die Harmonie kann jedoch eine Ausnahme machen.

3) Billig müssen die Reimwörter unter den übrigen der Verse am vollsten und lautesten tönen. A, i, o, u und au tönen lauter und metallener, als ä, e, ö, ü und eu oder ei. Z. B. labe, liebe, lobe, Grube, Glaube sind in dieser Rücksicht wohl klingender, als gäbe, lebe, schöbe, grübe, Scheibe. — Im Vorbeigehen, ich wollte, daß der Henker wenigstens zwei Drittheile der vielen e in unserer Sprache hohlte! Vor diesem e kann fast gar keine musikalische Sonorität aufkommen. Wer

diesen Schwall von e für wohl klingend halten kann, hat gar kein Ohr für die schöne Sonorität der Italienischen Sprache. Man höre die wohl klingendsten Deutschen Verse gegen Italienische, wie diese:

*Quanti vedrai giugnendo
Al nuovo tuo soggiorno,
Quanti venirti intorno
A offrir ti amore e fé!
O Dio chi sà fra tanti
Teneri ommagi e pianti
O Dio chi sà se mai
Ti sovverrai di me.*

In elf Versen kaum so viel e, und diese fast alle betont. Dagegen nehme man ungefähr eben so viel Deutsche von einem Dichter, der sich bewußt ist, auf diesen Italienischen Wohlklang so sehr als Einer zu raffiniren.

Unter Wonnemelodien
Ist der junge Lenz erwacht.
Seht, wie froh den Phantasieen
Neuer Lust sein Auge lacht!
Golden über Thal und Hügel,
Blau und golden schwebet er;

Wohlgefühle wehn die Flügel
 Milder Winde vor ihm her.
 Wolken hinter ihm verleihen,
 Trärend Wiese, Hain und Flur,
 Labfal, Nahrung und Gedeihen
 Jedem Kinde der Natur *).

Man zähle die größten Theils unbe-
 tonten e, und sehe, ob man mit vierzig
 auskommt. Schändlich, schändlich ist es,
 daß dieser E-Ton sich überall aufdringt,
 daß man kaum einen Vers von vier Sylben
 ohne ihn zu Stande bringen kann. Herr
 A d e l u n g meint zwar Wunder, was un-
 sere Sprache an Wohlklang dadurch ge-
 wonnen, daß dieses e so manches a, i,
 o, u der alten *Lingua Francisca* ver-
 drängt hat, daß wir z. B. statt G i t h a n-
 k o *Gedanke*, statt F r a n k o n o *Franken*
 u. w. sagen. Allein — das sey dem Apollo
 geklagt! — Der große König wußte gar
 wohl, was er mit seinem l e b e n a, für

*) Siehe den Anfang der Nachtfeier der
 V e n u s im ersten Bande dieser Schriften.
 4. Seite.

leben, sagen wollte, worüber man gleich wohl gespottet hat. —

Zurück kehrend von dieser Ausschweifung, füge ich in Ansehung der Laut- und Volltönigkeit noch hinzu, daß die unbetonten, größten Theils auf e ausgehenden Endsylben der weiblichen Wörter, welche mit einem Consonanten, etwa l, m, n, r schliessen, tönender sind, als diejenigen, die auf das bloße unbetonte e ausgehen. Z. B. G a b e l hat mehr Klang, als G a b e.

4) Die männliche Reimsylbe muß eine voll betonte seyn. H u l d i g e n und G r a z i e n sind für männliche Reime nicht tönend genug. Etwas mehr Ton ziehen die Ableitungssylben i g und l i c h auf sich. Z. B. f e i e r l i c h, a d e l i g. An den Ableitungssylben b a r, s a m, h a f t, h e i t, k e i t, u n g ist in dieser Rücksicht nichts auszusetzen. Voll und laut genug tönen daher die männlichen Ausgänge a u f w u n d e r b a r, t u g e n d s a m, g r i l l e n h a f t, E r f a h r e n h e i t, T a p f e r k e i t, H u l d i g u n g.

5) Ein wichtiges Erforderniß des Wohlklanges ist Mannigfaltigkeit und Ab-

wechselung der betonten sowohl als unbetonten Reimsylben, in Rücksicht auf Consonanten und Vocale.

A. Der betonten.

a) Mannigfaltigkeit der Schluß-Consonanten in den männlichen Wörtern, die nahe auf einander folgen. Z. B. die Reime **S t a b** und **g a b**; **l i e b** und **s c h r i e b**; **h o b** und **s c h n o b**; **h u b** und **g r u b** dürften wohl die Gesetze wenigstens des feinem Wohlklanges beleidigen, wenn sie in Einer Strophe, oder sonst allzu nahe bei einander vorkämen. Eben die Bewandniß dürfte es auch wohl mit den weiblichen Wörtern **l a b e n**, **g r a b e n**; **h e b e n**, **g e b e n**; **l i e b e n**, **t r i e b e n**; **l o b e n**, **t o b e n**; **h u b e n**, **g r u b e n** haben.

b) Mannigfaltigkeit der Vocale und Diphthongen. Diese will, daß die letzte Sylbe der männlichen und die vorletzte Sylbe der weiblichen neben einander stehenden, oder abwechselnd unter einander gemischten Reimwörter nicht einerlei Vocal oder Diphthongus führen. In nicht mehr als vier Zeilen überfieht man dieß allenfalls; allein in noch mehreren entsteht da-

durch ein unangenehmer Gleichklang.
Z. B.

Furchtbares Meer der ernsten Ewigkeit,
Uralter Quell von Welten und von Zeiten,
Unendlichs Grab von Welten und von Zeit,
Beständig's Reich der Gegenwartigkeit,
Die Asche der Vergangenheit
Ist dir ein Keim von Künftigkeiten.

Haller.

B. Mannigfaltigkeit und Abwechselung
der unbetonten.

a) In Ansehung der Vocale ist da nun
leider wegen des überläfftigen unbetonten e,
worauf bei weiten die meisten weiblichen
Wörter ausgehen, nicht viel Mannigfal-
tigkeit möglich. Indessen gibt's doch auch
einige, wiewohl nur wenige weibliche Aus-
gänge mit andern Vocalen, die man mög-
lichst zu Hülfe nehmen muß. Ich meine
die unbetonten, oder nur halb betonten
ung, ig, lich. Z. B. Empörung,
Zerstörung; gütig, edelmüthig;
unvergesslich, unermesslich.
Da sich aber das e gar zu oft aufdringet, so
muß man wenigstens

b) Durch die Schluß-Consonanten in die unbetonte E-Sylbe Mannigfaltigkeit und Abwechslung zu bringen suchen, so viel es nämlich da das gleichfalls sich allzu oft aufdringende e verstatet. Indessen ist doch in Ansehung der Consonanten mehr Mannigfaltigkeit möglich durch el, eln, ern, er, es, et, elt, ert, end, u. w. Wie z. B. in Handel, sammeln, sammelt, Wasser, eifern, schauert, Grabes, labet, waltend.

Öfters wird man aller angewandten Mühe ungeachtet die vielen Ausgänge auf e und en nicht wegschaffen können.

6) Um der Mannigfaltigkeit und Abwechslung willen muß man auch nach neuen, aber in sich wohl kligenden Reimen streben, deren Wohlklang dann durch die Neuheit gewinnt. Man vermeidet daher die allzu gewöhnlichen, zu oft schon gebrauchten, z. B. Liebe, Triebe; Jugend, Tugend; u. w., ohne jedoch hierin gar zu ängstlich zu seyn. Die Schönheit des Gedanken muß man darüber nie aufopfern. Es kann aber sehr oft mit sehr alten und abgedroschenen Reimen

ein sehr neuer und schöner Gedanke bestehen, und wenn dieß ist, so vergißt man des abgenutzten Reimes völlig. Ein allzu sichtbares Bestreben nach neuen und sonderbaren Reimen trägt um so mehr ein Ansehn von Geckerei, je weniger schön und geistreich der Gedanke ist, der durch die seltsamen Reime herbei geführt wird. Sind sie in sich auch nicht einmahl wohl klingend, so trifft sie in vollem Mafse der Spott der bekannten schwer gereimten Oden.

Was stehst du Spötter da, und pausbackst
Schwer reimende Lehroden her?
Gib Acht, daß man dich nicht hinausbaxt
Für dein satyrisches Geplärr.

Von einem meiner sonst guten Almanachs-Contribuenten kann ich manches Gedicht bloß um der seltsamen und abenteuerlichen Reime willen nicht aufnehmen, weil sie weiter nichts, als seltsam und abenteuerlich, oft sogar gemein und niedrig sind. Es ist auch gar kein Wunder, wenn der Hascher neuer Reime in niedrige Regionen geräth. Denn das, was im Gebiete des Edeln vorkommt, ist überall

schon mehr oder weniger gebraucht worden. Ich wünsche, daß Ihn, den ich meine, bei dieser Stelle das Gewissen rühre.

7) Es klingt meinem Ohre nicht gut, wenn in Gedichten von regellos wechselnden männlichen und weiblichen Reimen, wie z. B. in poetischen Episteln, zwei nicht sich reimende männliche oder weibliche Endwörter zusammen stoßen; oder wenn da, wo männliche und weibliche Reime gehörig wechseln sollten, nur Reime von einerlei Art wechseln. Bequeme Versificateurs und Reimer erlauben sich dergleichen nicht selten. Ich muß hierin meinen Freund Gökingk namentlich in Anspruch nehmen. Ich wähle die erste Stelle, die mir in's Auge fällt.

Der Dünkel, ein Paradeppferd

Wie Herr Pythagoras zu reiten,
Den Mancher noch als Mann erfährt,
Der sollte mich als Jüngling nicht verleiten?

Mit einem ernsten Angesicht

Beflieg ich dieses Ross, und ritt (ich hielt's für Pflicht!)

Bei Tag und Nacht , und über Stock
und Stein ,

Den Weisheitstempel aufzufinden ;

Ach aber , ach ! ich fand ihn nicht.

Jetzt seh' ich wohl die Ursach' ein :

Ich ritt , was läugn' ich's noch ? im
Blinden !

Sonst hätt' ich wohl den Fußsteig se-
hen müssen ,

Der zwischen zwei beblühten Flüssen

Auf Rasen hin zum Tempel lief. U. w.

*

Ich mahlt' euch gern das ganze Bild

Des Hagestolzen redlich aus ;

Doch wär' es einst vielleicht ein Schild

Vor seines Mahlers eignes Haus !

So mahl' es denn ein Ehmann aus.

Doch laß den ersten Umriss noch

Mit diesem Seufzer mich beschließen :

Ein traurig Ding ist's wahrlich doch ,

Das Leben ledig zu genießen !

Und so beschaut , wird , wie ich meine ,

Des Griechen Antwort richtig seyn :

Nimm eine Gattinn , oder keine ,

Es wird dich Beides oft gereun !

Der folgt
der Welt
Mißgattinn
oder keine

So ist's! Das Glück hat immer Mängel,
 Die Freud' ist unflät auf der Erde;
 Allein der Mensch ist Mensch, nicht Engel,
 Damit er erst zum Engel werde, U. w.

Eine solche Reimstellung ist mir ein all-
 zu verworrenes regelloses Glockenspiel.

Auch liebe ich's nicht, wenn in Gedichten dieser Art mehr, als zwei männliche, oder weibliche Reime auf einander folgen. Drei lasse ich mir höchstens noch gefallen; mehr aber nicht leicht, es müßte denn um der nachahmenden Harmonie willen geschehen. Ausser dem ist es lästiger Gleichklang. Wie es übrigens die Engländer ertragen können, daß man in jambischen Gedichten von gleicher Verslänge, worin regelmäfsig zwei männliche mit zwei weiblichen Reimen abwechseln sollten, zwischen durch, ehe man sich's versteht, auch auf drei der einen oder der andern Art stößt, das ist mir unbegreiflich. Mir ist das eben so unangenehm, als wenn ich auf ebenem Wege eine gute Strecke im gehaltenen Gleichgewicht fortgefahren bin, und dann bald

nach einer kürzern bald längern Pause plötzlich zur Seite geschwenkt werde.

8) Die so genannten reichen Reime, wenn sie nicht zur Harmonie dienen, sind eben nicht wohl klingend. Denn es fehlt hier die zur Einheit erforderliche Mannigfaltigkeit. Wortklang und Begriff fallen völlig in Eins zusammen. Wenn es aber die Umstände erfordern, daß einerlei Begriff in zwei Versen an das Ende zu stehen komme, so ist nichts billiger, als daß er auch mit eben demselben Worte bezeichnet werde. — Bei männlichen Ableitungssylben, z. B. *h e i t*, *k e i t*, an verschiedenen Stammwörtern von verschiedenen Begriffen ist der reiche Reim allenfalls zu dulden, weil er da minder bemerkbar ist. So kann man *T a p f e r k e i t* und *H e i t e r k e i t* noch wohl reimen.

Warum er der *reiche* Reim heißt, das mag der Himmel wissen. Ich würde ihn lieber den *armfeligen* heißen. Vielleicht heißt er indessen *reich*, weil hier in zwei Reimsylben alle, selbst die Anfangstöne übereinstimmen.

IV.

RECHENSCHAFT
 ÜBER DIE
 VERÄNDERUNGEN
 IN DER
 NACHTFEIER DER VENUS *).

Die neue Auflage meiner Gedichte, die unter andern unverschuldeten Ursachen sich auch aus Einer, welche aus dieser Nachtfeier hervor leuchtet, bisher die längste Zeit verspätet hat, wird viele und beträchtliche Veränderungen, ja von manchen Stücken fast gänzliche Umbildungen enthalten. Diese veranlassen mich zu einem Wagestücke, das in dem Umfange, in welchem ich es auszuführen gedenke, vielleicht ganz ohne Beispiel ist.

*) Aus der Handschrift.

D. H.

Ich will eine ausführliche kritische Rechenschaft über diese Veränderungen ablegen; ich will Urtheile, die über mich und meine poetischen Werke ergangen sind, nach ihrem Werthe oder Unwerthe prüfen; ich will unbefangen, als wäre die Rede von einem Dritten, melden, was ich von meinem Genie, von meinem Geschmacke, von meiner Kunstfertigkeit, und von meinen Producten selbst halte. Ausser einem Versuche des verewigten Gellert ist mir nichts Ähnliches bekannt. Von dem Ernste, von der Achtung und dem Beifalle, womit man diese Probe aufnimmt, wird die Vollendung des gegenwärtigen Versuches abhängen.

Die nächste Absicht meines Unternehmens ist nun freilich etwas eigennützig; dennoch schmeichle ich mir, daß sie keinen Vorwurf verdiene. Ist es denn einem empfindenden Wesen zu verargen, wenn es auf eine erlaubte Weise unangenehme Gefühle von sich abzuwehren sucht? Und ist es etwa kein unangenehmes Gefühl, gleichgültige, oder gar unzufriedene Gesichter da zu erblicken, wo man auf Freude rechnete, und um diese zu er-

wecken , gutmüthig seine besten Kräfte anstrengte ? Ganz gewiss ist es sehr hart , einen der humansten und edelsten Wohlgenüsse durch Unwissenheit , durch Unverstand und Geschmacklosigkeit , oder gar durch bösen Willen verbittert zu fühlen , und man darf wohl dagegen Vorkehrungen machen. Dieß ist der Fall , in welchem ich mich befinde. Mir drohet Missvergnügen , wenn ich ihm nicht durch freundliche sowohl als strenge Belehrung zuvorkomme.

So häufig auch Schriftwerke bei neuen Ausgaben , in der Absicht sie zu verbessern , umgeändert werden , so ist dieß Unternehmen doch bei keiner Gattung so misslich , als bei Gedichten , besonders solchen , die vielen Menschen bekannt , und vollends gar lieb geworden sind. Verschlimmerungen , deren Möglichkeit eben nicht sehr fern von der Hand liegt , sind natürlich schon vermöge des Begriffes verwerflich. Noch näher liegt die Möglichkeit bloßer Veränderungen von gleichem Werthe mit den vorigen Lesearten , die ebenfalls auf kein Glück , ja vielleicht gar auf gleiche Verwerfung mit den offenba-

ren Verschlimmerungen rechnen dürften, weil sie dem Leser die unnöthige und zwangvolle Mühe verursachen, des Alten sich zu entschlagen, und etwas Neues in das Gedächtniß zu fassen, welches gleichwohl nicht besser ist, mitbin jene Mühe nicht belohnet. Dieser Umstand ist sogar Schuld, daß auch die wahren und unwidersprechlichen Verbesserungen sehr oft, wenn nicht mit entschiedenem Unwillen, doch wenigstens nicht mit demjenigen Wohlbehagen aufgenommen werden, welches sich ihr Urheber versprach, und billig versprechen durfte.

Diese unglückliche Erscheinung tritt noch näher, wenn sich, außer der natürlichen Trägheit, auch noch die eben so natürliche Eigenliebe der Menschen mit in das Spiel mischt. Dadurch, daß sie einem Gedichte einmahl ihren vollen Beifall geschenkt, daß sie es unvermerkt auswendig gelernt, und auf diese Weise ihrem Geiste angeeignet haben, kommt es mit ihnen nach und nach dahin, daß sie es gleichsam für Geißt von ihrem Geiste halten, worin sie einen Theil ihres Selbst mit lieben, und welchem irgend ein Leid

zuzufügen, von ihnen fast eben so hoch aufgenommen wird, als ob es ihnen unmittelbar selbst widerführe. — So können auch fremde, nur angenommene und erzogene Kinder endlich eine Zuneigung erwecken, die derjenigen gleichkommt, welche die Natur den Herzen leiblicher Ältern einflößt; und es gehört schon viel Unbefangenheit, Geistesstärke und Selbstverläugnung dazu, solche angenommene Kinder von andern Personen, ja selbst von ihren natürlichen Ältern, wenn schon gerechter Weise, ohne Mißbehagen züchtigen zu sehen.

Diese durch häufige Erfahrungen bewährte Betrachtung hätte, wie es scheint, mich bestimmen sollen, mit manchem meiner Gedichte weit säuberlicher, als geschehen ist, zu verfahren, und lieber die Maxime des Pontius Pilatus zu befolgen: Was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben! Ich kann voraus wissen, daß ich es kaum irgend Jemanden, am wenigsten aber den Recensenten ganz recht gemacht habe. Denn ob ich gleich, was die Letzten betrifft, die Urtheile derselben, so viele ihrer mir nur

zu Gesicht gekommen sind, und selbst die unbesonnensten und geschmackloseten derselben auf das sorgfältigste erwogen, und darnach, oft selbst in Fällen sehr einleuchtender Unnöthigkeit, was nur immer möglich gewesen, zu verbessern gestrebt habe, so ist doch wohl kein einziges Urtheil vorhanden, von dem ich nicht hätte Ausnahmen machen müssen. Nun haben die Recensenten gemeiniglich, und zwar schon Kraft des mit Herrschsucht, mit Dünkel, mit Überweisheit, mit Eigensinn geschwängerten Dunstkreises, in welchem sie ihr Wesen treiben, die Unart der Staatsgewalthaber an sich, daß sie sich mehr anmassen, als ihnen von Natur- und Staatsrechts wegen zukommt, und jeden ihrer Einfälle gern durchgesetzt wissen wollen. Die Gunst also, die ich mir durch zehn befolgte Erinnerungen erworben haben möchte, dürfte leicht durch eine einzige nicht befolgte wieder verscherzt werden. Hiernächst bin ich auch zu den meisten Veränderungen nicht eben durch schriftliche oder mündliche Recensionen, sondern durch mein eigenes wohl erwogenes Urtheil verleitet worden. Wehe mir

vollends, wenn diese ein Stück, wie z. B. die Nachtfeier betreffen, ein Stück, das R a m l e r gefeilt, das man so oft schon vortrefflich genannt hat!

Dennoch hat weder das Beispiel des Pontius Pilatus, noch der häufige und dringende Rath meiner Freunde, an den nun einmahl mit Beifall gekrönten Gedichten nichts mehr zu verändern, noch endlich ihre mir drohende Unzufriedenheit etwas bei mir fruchten wollen. Der Wunsch, Allen Alles, ja selbst der, nur einem Einzigen von diesen Allen Alles recht zu machen, wird auf Erden nie erfüllt werden. Warum sollte ihm denn also der Künstler einen andern Genuss opfern, der sich ihm, innerhalb der Grenzen der Möglichkeit, weit näher, weit erreichbarer darbiethet? Der Künstler, welcher der Schönheit und Vollkommenheit nachstrebt, richte sich daher minder nach dem grossen Schwarme der sich so oft widersprechenden Kunstbeurtheiler, als vielmehr nach den Forderungen der Kunst selbst, so wie er sie nach genauer Erwägung erkannt zu haben glaubet, damit er, wenn auch sonst Niemanden, doch

wenigstens sich selbst so weit befriedige, als es ihm seine Kräfte, und die Schwierigkeiten sowohl des Stoffes als der Form gestatten. Fehlt auch gleich alsdann noch immer sehr viel an voller Erreichung, indem das göttlich erleuchtete Auge des wahren Künstlers viel weiter blickt, als seine Hand reicht, so tröstet er sich darüber doch eben so leicht, als wir alle uns trösten, daß wir nicht Sonne, Mond und Sterne bereisen können. Jene Befriedigung seiner selbst in möglichster Annäherung zu dem, was er für schön und vollkommen achtet, ist eigentlich der reinste und edelste Genuß, den die Kunst ihren Getreuen am Ziele ihrer Laufbahn, und auch dann noch zum süßen Lohne gewähret, wann ihnen längst alles Zujauchzen der Menge zur losen Speise geworden ist. Sie ist der Himmel, sie ist die Seligkeit des Künstlers auf Erden.

Vorzüglich also und bestmöglichst mich selbst, Andere hingegen nur so weit zu befriedigen, als meiner eigenen Zufriedenheit dadurch kein Abbruch geschieht, ohne jedoch ihren Erinnerungen ein williges und aufmerksames Ohr zu versagen,

das scheint mir der rathsamste Weg, den ich zu betreten habe. Bin ich an Genie und poetischer Urtheilskraft nur nicht allzu kurz gekommen, so führt dieser Weg hoffentlich weiter, als irgend ein anderer; und wenn ich gleich auch hier nicht Alles erreiche, was Allen gefällt, so erreiche ich doch wohl noch das Meiste von dem, was billig Allen gefallen sollte, wenn anders nicht ihr Privat-Geschmack im Wege stände.

Das Wohlgefühl dieser Selbstbefriedigung kann jedoch Theils durch kritische Chicane, Theils durch dünkelfaste Überweisheit, Theils durch eine gewisse Geschmacksgimpelerei, die seit einiger Zeit sehr häufig in unsern ästhetischen Rezensionen piept*), verkümmert werden,

*) Unstreitig die treffendsten Ausdrücke für die Sache, welche aber eben diese Gimpelerei bald wieder anzupiepen nicht ermangeln dürfte. Denn sie piept Alles an, was ihr noch nicht vorgekommen ist. Hier wird sie vermuthlich das bekannte Pieplied von Bürgerischen Kraftausdrücken, die das Schönheitsgefühl zurück scheuchen, anstimmen. Sonderbar! Ich weiß gar nicht, wie man gegen

nicht bloß, weil dadurch die Selbstliebe des Künstlers gekränkt, sondern auch bei vielen Lesern sein Wunsch vereitelt wird, die Freuden der Kunst zu vervielfältigen. Von allen drei Feindinnen ist eigentlich die letzte die widerwärtigste. Denn die Chicane ist kaum im Stande, sich so sehr zu verbergen, daß der Künstler und das Publicum sie nicht bald für das erkennen sollten, was sie ist; und alsdann wirkt sie entweder gar nichts, oder sie setzt in Unmuth und Zorn. Diese Affecten von der wackern und rüstigen Art sind behaglich, weil sie ein Vermögen zum Bewußtseyn bringen, den Chicaneur, wenn man sonst will, bei Gelegenheit so kräftig wieder zu treffen, daß er mit Ach und Weh heim, oder in irgend eine neue Bücherei läuft, und bei fest verriegelten Thüren durch irgend ein Lustloch heraus über das böse Herz des aufgebrachten Künstlers die Vorübergehenden anjammert. Die dunkel-

etwas so Vortreffliches, als Kraft ist, eingenommen seyn kann, man müßte denn anders ein schwacher Geschmacksgimpel seyn, der sich vor der Kraft zu fürchten hat.

Bürger's Schriften. VI. B. (8)

hafte Überweisheit erregt ebenfalls nur Affecten, in welchen man sich wohl fühlt: Verachtung, Spott und Hohnlache. Aber die piepende Geschmacksgimpelei übertrifft alles Entsetzliche, was dem besonnenen Künstler sein Geschäft verleiden kann. Denn diese hat gemeiniglich irgend ein ästhetisches Koch- und Schmeckebuch gelesen, und versteht nichts anders zu kochen und zu schmecken, als was ihr vorgekocht und vorgeschmeckt, und versteht es auch unter allen Umständen auf keine andere Weise zu kochen und zu schmecken, als wie es ihr vorgekocht und vorgeschmeckt worden ist. Von dem Horazischen *descriptas servare vices operumque colores* versteht sie eben so wenig, als sie von dem wichtigen und wahren Aussprüche des grossen Römischen Kunstrichters Quintilian: *Omnia verba sunt, alicubi optima*, etwas weifs. Sie beurtheilt eine Ballade, wie eine Nachtfeier, und eine Nachtfeier, wie eine Ballade; sie gimpelt und piept nach Schönheit, wenn es auf Schärfe, Kraft und Macht und Drang durch Mark und Bein ankommt;

und da, wo reine, schlichte Form Alles ausmacht, da piept sie nach Schminke und Kräufelei. Der im Kampfe begriffene Athlet soll die Bewegungen des Menuett-Tänzers, und der Menuett-Tänzer oft wieder die Schnörkel des Gauklers machen. Nirgend verfleht sie sich auf das

Sed nunc non erat hic locus.

Das Schlimmste ist, wenn diese Geschmacksgimpelei mit der Miene der Ehrlichkeit, der Bescheidenheit, der Wohlmeinung, u. w. auftritt, ja sogar wirklich ehrlich, bescheiden und wohlmeinend, wiewohl aus Geisteschwäche gemeiniglich zugleich etwas überweise ist, so daß sie, wenn sie ihre Armseligkeiten bergepiept hat, mit der seligsten Selbstgenügsamkeit von dem kritischen Tribunale herunter steigt. Denn was soll man mit ihr machen für das ärgste aller Gefühle, daß sie Einem zubereitet hat, für den unaussprechlichsten Ekel? Da sie eine *Persona miserabilis* ist, so kann und darf man sie doch unmöglich prügeln, wie die Chicane, noch verachten, verspotten und auslachen, wie die Überweisheit. Auch findet wegen ih-

rer Geisteschwäche und eben daher größern Portion von Eigenliebe gar keine antikritische Belehrung Staat. Sie hat immer noch etwas weit Armseligeres zurückzupiepen, gerade wie Bigotterie und Aberglaube, wenn man ihnen Vernunft predigen will. O Gimpelei, Gimpelei! Ich bitte dich, recensire mich nie. Thut ihr es lieber mit vereinten Kräften, Chicane, und Überweisheit!

Meine Bitte wird aber wohl nichts fruchten. Die Chicane weiß es zwar wohl, was sie ist; aber nicht so die Überweisheit und die Gimpelei. Denn diese halten sich für die Göttinn der Kritik selbst; und wenn ich gegen sie ungeduldig werde, so heisst es: Herr Bürger kann die Kritik nicht vertragen; wenn Herr Bürger gleich nur den Unfug ihrer Currende-Knaben nicht vertragen kann. Sie werden also wohl alle drei gegen mich aufstehen. Um mir nun nicht meine Freude an der Zufriedenheit anderer unschuldigen und unbefangenen Leser gar zu sehr verkümmern, um mir nicht Dinge vor dociren zu lassen, die ich längst besser gewußt, reiflich erwogen, und

für unzulänglich befunden hatte, mir aus Schwierigkeiten heraus zu helfen, um ihnen den Stoff zu necken, zu klügeln und zu piepen so viel als möglich zu benehmen, um ihnen ihr Geschäft etwas schwerer zu machen, als sie es sich selbst zu machen gewohnt sind, darum entschloß ich mich zu dieser Selbst Kritik und Rechenschaft über mein Verfahren. So weit und nicht weiter reicht meine eigennützige Absicht. Verdient sie gleich kein Lob, so verdient sie doch auch keinen Tadel.

Weit stärker aber reizte mich doch noch eine andere, die auf Dank Anspruch machen darf, wenn gleich meine Kräfte nicht hinlänglich seyn sollten, sie zu erreichen. Ich wünsche einen nützlichen und wichtigen Zweig der poetischen Kritik ausführlicher zu bearbeiten, als in irgend einer unserer kritischen Zeit- und Lehrschriften bisher geschehen ist, nämlich die Kritik des Kleinen und Einzelnen in Ansehung der Diction, des Verses und des Reimes zum Behuf einer künftigen Deutschen poetischen Grammatik, die noch nirgend in gehöriger Vollständigkeit vorhanden ist. Woher mag wohl der fast al-

gemeine und überwiegende Hang der Philosophen und Kunstrichter rühren, nur immer über den ästhetischen Stoff, z. B. des Schönen, des Erhabenen, des Naiven, des Rührenden, des Lächerlichen, u. w. zu vernünfteln? Wenn darüber scharfsinnig, bestimmt und deutlich philosophirt wird, so hat das freilich als Geistes-Motion seinen guten Nutzen; allein für die Kunst und deren Ausübung wird wenig oder nichts dadurch gewonnen. Denn alle jene Gefühle können dem Künstler und Kunstbeurtheiler durch keine Dogmatik eingeflößt, ja es können auch nicht einmal die schon vorhandenen dadurch ausgebildet werden. Doch dem sey, wie ihm wolle; warum wird denn dabei die Lehre von der Form, wobei eigentlich und vornehmlich ein Lernen Statt findet, so sehr vernachlässigt? Gibt etwa die Behandlung der ersten Gegenstände ein vornehmeres Ansehn. Oder geschieht es deswegen, weil es leichter und bequemer ist, zu neun und neunzig phantastischen Abhandlungen z. B. über das Schöne, das Erhabene, u. w. die hundertste zusammen zu phantasiren, und sich dadurch das Ansehn

eines tieffinnigen Forschers zu erwerben, als den Jünger der Mufen durch das grofse und mannigfaltige Wort- und Sylbengebieth durchzuführen, und ihm die Kunst des vollkommenen poetischen Ausdrucks in hundert bis auf das kleinste und feinste zergliederten Beispielen beizubringen, dafür aber vielleicht zum Dank ein Sylbenstecher zu heiffen? Ich verkündige aber allen denen, die es noch nicht wissen, hiermit ein grofses und wahres Wort: Ohne diese Sylbenstecherei darf kein ästhetisches Werk auf Leben und Unsterblichkeit rechnen.

Wer die Lehre von dieser Sylbenstecherei gründlich und vollständig aufstellt, der leistet den schönen Redekünften gewifs weit mehr Nutzen, als alle jene vornehmen Herren mit ihrer vornehmen Philosophie, die so häufig nur durch die hohen und lustigen Regionen der Allgemeinheit hinschwebt, und sich selten, vermuthlich um die Unbrauchbarkeit ihrer Theoreme nicht zu verrathen, zur Anwendung auf das Besondere und Einzelne herabläfst. Noch überwiegender wird der

Nutzen der Sylbenstecherei seyn , wenn die vornehmen Herren , anstatt aus bestimmten Begriffen und Gedanken etwas Festes und Haltbares aufzubauen , nur vermittelst tönender Wörter und Redensarten , die das Ohr , nicht aber den Verstand füllen , der Phantase ein gestaltloses durch einander fließendes blaues Dunstwerk vorgaukeln , das , wenn man auch mehr als drei Mahl darnach ausgreift , dennoch die Hand leer läßt ,

Par levibus ventis, volucrique simillima somno.

In keinem einzigen Zweige der Literatur ist dieß so häufig der Fall , als in dem ästhetischen , und längst ist mir daher diese phantastische Philosophie , worin das Verständliche selten neu , und das Neue selten verständlich ist , zum wahren Ekel geworden. — Doch es ist Zeit , daß ich mich zu meinem Geschäfte wende.

*

Die Nachtfeier der Venus ist mein erstes Gedicht ; das erste nämlich von denjenigen , die durch den Druck bekannt geworden sind. Ich habe zwar schon weit

früher Lieder gedichtet, allein niemahls eins für werth achten können, dem Publicum vorgezeigt zu werden. Keins meiner Gedichte hat von seinem ersten Entstehen an, bis zu seiner nunmehrigen Vollendung, so große und mannigfaltige Veränderungen erlitten, als dieses, obgleich das bekannte dem Catull zugeschriebene Römische Original demselben zum Grunde liegt, dessen wüthes, verworrenes, dunkles, chaotisches Wesen jedoch jeden Bearbeiter zu einer neuen Gestaltung auffordert. Die erste rohe Gestalt, in welcher es aus meinen Händen hervorging, hat mit der gegenwärtigen, so wie mit dem Originale kaum etwas mehr, als die Überschrift gemein. Jene verwandelte sich indessen schon vor dem ersten Abdrucke so weit in eine bessere, daß Herr Ramler, welchem mein Freund Boie dieses Gedicht in Abschrift mitgetheilt hatte, es der Mühe werth halten konnte, dieselbe weiter zur Schönheit auszubilden. Mit den Ramlerischen Umbildungen erschien die Nachtfeier, ich weiß nicht wie, zuerst im Deutschen Merkur vom Jahre 1773, und kurz darauf, wenn nicht mit allen,

dennoch den meisten Ramlerischen Lesearten im Göttingischen Musen-Almanache für das Jahr 1774, den Boie damahls beforderte. Zum dritten Male liefs sie Herr Ramler in seiner Lyrischen Blumenlese von 1774, und wenn ich nicht irre, mit noch einigen neuen kleinen Umänderungen abdrucken. Ich stand damahls noch in denjenigen Lehrlingsjahren, in welchen man die ältern, allgemein anerkannten Meister der Kunst, wie Herr Ramler war, nicht blofs für das, was sie sind, nämlich für menschliche, mithin dem Irrthume unterworfenen, und allenfalls noch wohl zu übertreffende Meister, sondern für allwissende und unfehlbare Götter zu halten geneigt ist. Nicht nur ihre neuen Vorschläge scheinen uns dann über jede Einwendung erhaben zu seyn, sondern wir vergessen sogar die trifflichsten Bedenklichkeiten gegen unser eigenes Machwerk, wenn ihr Urtheil es auch nur still schweigend gut geheiffen hat. Man wird sich daher nicht wundern, wenn ich sowohl damahls, als noch mehrere Jahre nachher, die Ramlerischen Umänderungen für das reinste, gediegenste,

auf keine Weise mehr goldener zu machende Gold hielt, besonders da sie meine eigenen ersten Lesearten in der That so weit übertrafen, daß ich einige derselben noch in dieser neuesten Umbildung dankbar mit benutzt habe. Diese heilige Ehrfurcht, die, wie mir dünkt, dem jüngern, wenn gleich mit Genie begabten, doch gemeiniglich noch sehr urtheilslosen Künstler, gegen den verdienstvollen ältern, weder übel ansteht, noch übel bekommt, hielt bei mir, als ich 1778 die erste Sammlung meiner Gedichte herausgab, fast gänzlich, und bei der zweiten Ausgabe im Jahre 1789 größten Theils noch an. Wenn ich aber nunmehr, und bei Anlegung der letzten Hand, die doch wohl endlich den ihr von Natur und Schicksal bestimmten höchsten Grad der Geübtheit und Fertigkeit erlangt haben muß, einen Grad, der wohl wieder abnehmen, aber nicht mehr wachsen wird, wenn ich nunmehr der näher erkannten Kunst und ihren Gesetzen mehr Ehrfurcht schuldig zu seyn glaube, als auch den größten Meistern, so kann es Niemand, und am allerwenigsten Herr Ramler übel finden, wenn ich

mir etwas gegen ihn erlaube, welches er sich selbst von je her gegen alle Dichter ohne Bedenken erlaubt hat. Er veränderte viele ursprüngliche Lesearten der Dichter, ein Unternehmen, das eben so oft vertheidiget, als gemißbilligt worden ist, und daher wohl eben so viel für, als wider sich haben mag; er veränderte sie, weil er sie zu verbessern glaubte. Ich aber verändere wieder die Hamlerischen Verbesserungen, weil ich aus Gründen darthun zu können glaube, daß diese Verbesserungen noch nicht die besten waren.

Je mehr der Köhlerglaube meiner Jugend abnahm, desto rascher, wenn mich nicht meine ganze ästhetische Urtheilskraft triegt, erhob sich mein Gedicht zu höhern Stufen der Vollendung. Schon auf seiner niedrigern hatte man es mehrmahls für ein Muster der Verskunst und des Deutschen Wohlklanges ausgegeben; und selbst Diejenigen, die den Werth meiner meisten übrigen Gedichte tief genug herab zu setzen strebten, glaubten doch von diesem mit Achtung reden zu müssen. Diese Umstände, und das vorzügliche Gelingen ei-

niger Stellen, ein Gelingen, welches mein Urtheil zu jeder Zeit und in jeder Stimmung befriedigte, erregten in mir einen kühnen und anmaßenden Gedanken, der, wenn ich ihn gestehe, mir vor dem Stuhle der Kritik einen harten Stand machen wird. Dennoch soll mich das nicht abhalten, ihn offenherzig zu gestehen, weil ich überzeugt bin, daß die Nachtfeier nicht das geworden wäre, was sie nun ist, wenn er mich nicht begeistert hätte. Ich dachte, wenn das ganze Gedicht durchaus so vollendet wäre, als anfänglich in einigen Stellen, so könnte es wohl für die Deutsche Vers- und Reimkunst, in Rücksicht auf eine, dem innern poetischen Geiste unabbrüchige, strenge prosodische Richtigkeit, auf Euphonie und Harmonie, eben das seyn, was der berühmte Kanon des Polyklet für die Bildnerci gewesen seyn soll. Ich war kühn genug zu glauben, daß der unaufhörliche Wechsel einer lebendigen Sprache, wie die Deutsche ist, so wenig im Stande seyn würde, an dem Werthe dieses Gedichtes in geraumer Zeit etwas zu vermindern, daß vielmehr daselbe, o weit es nähm-

lich in Deutsche Diction und Vers-Mechanik vermittelt ewig schöner Gedanken und Bilder hinein griffe, vermögend seyn müßte, die Sprache auf diesem gegenwärtigen Punkte mehrere Jahrhunderte hindurch fest zu halten, und allem Wechsel derselben Schranken zu setzen *). Nicht

*) Da wegen dieses Wechsels die neuern Dichter ungleich schlimmer daran sind, als die alten Griechischen und Römischen Classiker, indem die Kränze jener noch von einer Verwelklichkeit bedrohet werden, welche diese dadurch glücklich überstanden haben, daß die Gestalt ihrer todten und gleichsam einbalsamirten Sprachen auf immer dauernd geworden ist, so sollten jene sich um so mehr bestreben, zur Darstellung der vollkommensten ästhetischen Ideen das Richtige, Reinste, Edelste und Wohlklingendste, was zu ihrer Zeit nur immer in der ganzen Sprache sich findet, auszuwählen, damit durch die innigste Verbindung des Stoffes mit der Form Eins in dem Andern seine desto längere Erhaltung fände. Der Wein müßte verderben, so bald er in ein anderes Gefäß gegossen, und das Gefäß müßte zerpringen, so bald es seines Inhalts beraubt würde. Wenn in diesem Stücke geleistet wird, was möglich ist, so können die Dichtwerke einer lebendigen Sprache auf sehr

etwa Aussicht auf eine Lob- und Ehren-
musik mit Trompeten und Pauken und ein

lange Zeiten hinaus das ihnen drohende Schickſal abwenden. — Daß die Werke eines Opitz, (laßt uns ehrlich bekennen, was wahr iſt!) und anderer frühern Dichtergenies nicht füglich mehr genoffen werden können, das rührt weniger von dem Sprachwechſel her, als davon, daß ſie ſowohl in Anſehung des Stoffes, als der Form bei weitem nicht Alles thaten, was ſie auch ſchon zu ihrer Zeit, und nach der damaligen Beſchaffenheit der Sprache hätten leiſten ſollen und können. Dieß mag denen, welche das Lob eines ſolchen alten Herren, ohne ihn näher zu kennen, wie die Wilden ihre Tobackspfeife, von Mund zu Mund umhergehen zu laſſen gewohnt ſind, ein unverſchämtes Paradoxon ſcheinen; allein ich getraue mir, es mit hundert Stellen aus Opitzen zu erweiſen. Ich bin verſichert, daß Trotz allem künftigen Wechſel der Sprache die vortrefflichen und vollendeten Dichterwerke unſerer Zeit nicht in einem ſo kurzen Zeitraume ungenießbar werden können, als es die Opitzſchen geworden ſind. Vollkommene Gedanken und Bilder reißen auch den Sprachausdruck, ohne welchen ſie nicht beſtehen können, wenn nicht in die Ewigkeit, jedoch durch lange Jahrhunderte mit ſich fort.

dreimahliges Lebehoch der Recensenten,
sondern der Wunsch, mir selbst und an-

Noch Eins will ich den Auserwählten Apollon's wohl meinend rathen: daß sie auch ihre schönsten, reichsten und erhabensten Ideen zwar in eine richtige, reine, edle und wohl klingende, aber doch dabei so viel als möglich allgemeine, gangbare, mehr lebendige Mund- als conventionelle Büchersprache kleiden; in eine Sprache, die am wenigsten rauscht, prunkt, schimmert und auffällt. Ich habe diess leider nicht immer gethan und auch nicht thun können, weil Vers und Reim bisweilen nicht zulassen, was man wohl hätte leisten mögen. Dafür haben mir aber auch die nachahmenden Lyrumlarumleiermätze von je her sehr üble Dienste erwiesen. Denn diese greifen nach nichts eher, als nach dem Auffallenden der äußern Schale, um den Kern ewig unbekümmert. — Wenn man das, was ich hier rathe, so viel als möglich leistet, so wird ein solches Gedicht zwar nicht so hoch und laut bejubelt werden, weil es Trotz seiner materiellen Vortrefflichkeit, ähnlich einer Iphigenia von Göthe, in seiner Form so schlicht und anspruchslos ist; allein es wird dem heimlich reichen Manne im einfachen Kleide gleichen, vor welchem zwar nicht so viele Hüte gezogen werden, als vor dem Prahler, welcher aber auch eben daher weit

den Freunden des Richtigen und Schönen einen reinern und ungestörtern Kunstgenuss zu verschaffen, besonders aber, um jüngern Künstlern gleichsam eine Stimmflöte, von nicht zu kleinem und auch nicht zu grossem Umfange, in die Hände zu geben, wornach sie ihre oft so unreinen Instrumente stimmen könnten, reizten mich mit jedem Tage mehr, jenen Gedanken, wenn irgend möglich, zu realisiren.

Ein solcher Kanon, wenn er überhaupt möglich ist, kann, wie man leicht sieht, nur die tadellose Richtigkeit und Schönheit der Form betreffen. Ein Kanon für den Stoff würde ein thörichter Einfall seyn. Das Gebieth der ästhetischen Ideen ist unendlich und unübersehbar. Wenn der Dichter auch mit noch so herrlicher Beute aus demselben zurück kehrt, wer kann jemahls sagen, dass er nicht

minder der Gefahr ausgesetzt ist, so leicht bestohlen, so häufig beschmarotzt, und um Geldleihen von Solchen angegangen zu werden, die dergleichen nicht anzulegen verstehen. Möchte diess doch der Fall mit meiner Nachtfeier seyn!

eine noch herrlichere hätte mitbringen können. Das Gebieth der Formen aber ist schon mehr begrenzt, und kann, ungeachtet seiner Grösse und Mannigfaltigkeit, doch eher durchwandert und übersehen werden. Es erstreckt sich nicht weiter, als der Umfang der Sprache, die Bildbarkeit des Verses, und die Möglichkeit des Reimes, vermittelt welcher man poetisch darstellt. Das ist nun zwar immer noch bis zum Schwindeln gross und weitläufig; allein hier ist es doch, wenn es gleich nicht immer geschieht, dem rüßigen und unverdrossenen Meister der Kunst möglich, an ein Ziel der Vollkommenheit zu gelangen, wo endlich aller Tadel, der weise sowohl als der überweise, der ehrliche wie der chicanirende, von Rechts wegen schweigen muß. Im Gebiete der ästhetischen Ideen aber läßt sich in keinem einzigen Falle behaupten, daß Jemand das Ziel der höchst möglichen Vollkommenheit erreicht habe; denn es liegt überall im Dunkeln. Mit andern und eigentlichen Worten: Man kann nie behaupten, daß anstatt irgend einer wo aufgestellten ästhetischen Idee, nicht eine noch

schönere, reichhaltigere, vollkommnere
 sehen könne, wohl aber in den meisten
 Fällen, daß diese Idee, die nun einmahl
 dasteht, nicht grammatisch und prosodisch
 richtiger, nicht euphonischer und harmo-
 nischer, mit Einem Worte, nicht voll-
 kommener ausgedrückt werden könne.

Daß die Nachtfeier der Venus dieses
 durchgehends so weit leiste, als Deutsche
 Sprach- Vers- und Reimkunst es nur ir-
 gend gestatten, das wage ich zwar nicht
 zu behaupten; denn wie oft ist man blind,
 wenn man noch so hell zu sehen glaubt?
 Allein so viel getraue ich mir zu sagen,
 daß die Nachtfeier in dieser Rücksicht
 vielleicht nur von wenigen Deutschen Ge-
 dichten dieses Umfanges erreicht, von
 keinem Einzigem aber über-
 troffen werde. Wem diese Behaup-
 tung unverschämt vorkommt, wer mich
 recht herzlich gern deswegen züchtigen
 und demüthigen möchte, der trete auf,
 und nenne mir sein, oder eines andern
 Deutschen Dichters Gedicht, welches die
 Nachtfeier in den oben erwähnten Eigen-
 schaften ü b e r t r e f f e n soll! Vielleicht
 darf ich sogar noch dies hinzufügen, daß

sie, so lange unsere Sprache diejenige
 bleibt, die sie jetzt ist, auch nicht über-
 troffen werden könne, und daß damit
 der alle Ohren entzückenden Italienischen
 Sonorität vor der Hand nicht näher zu
 kommen sey. Ich hoffe, jeder Vers wird
 die strengste Prüfung der poetischen Gram-
 matik aushalten, ohne gleichwohl in An-
 sehung des lebendigen poetischen Geistes,
 der den todten Buchstaben beleben muß,
 gerechten Vorwürfen ausgesetzt zu seyn.
 Daß aber das Gute hier und da nicht noch
 besser seyn könne, wie dürfte ich das zu
 behaupten mir anmaßen? Denn absolut
 vollendete Werke irgend einer Art hervor
 zu bringen, ist einem endlichen Wesen
 nirgend verliehen, und der, welcher sie
 verlangt, weiß, auf das gelindeste ge-
 sprochen, selbst nicht, was er will. Auch
 so, wie das Werk nunmehr beschaffen ist,
 darf ich es wohl in dem Tempel der Deut-
 schen Musen aufstellen, ohne mich und das
 Vaterland zu entehren. Nun zur nähern
 Rechenschaft über die neuesten Verände-
 rungen.

Der Kehrreim *) hat mir, ohne die mindeste Übertreibung gesprochen, mehr Mühe, als das ganze Gedicht gekostet; und dennoch darf ich es nicht wagen, selbst vor eine gerechte und weise Kritik ohne Besorgniß damit zu treten. Von der Krittelei kann gar die Rede nicht seyn; denn vor dieser ist der göttlichste Gesang

*) *Refrain*. Gefällt diese Verdeutschung nicht, so sind hier noch einige andere: Kehr Satz, Kehrum, Wiederreim, Wiedersatz, Wendereim, Wendesatz. Wenn leichte Verständlichkeit, auch ohne hinzu gefügte Erklärung, ein Hauptverdienst eines neu geprägten Wortes ist, so dürfte das oben gewählte den Vorzug haben, wiewohl man einwenden kann, daß ein Refrain, wie hier, auch aus mehreren Versen und Reimen, daß er aus einem oder mehreren reimlosen Versen, ja sogar aus schlichter Prose bestehen könne; ferner, daß der Kehrreim so leicht an die gemeine Sprechart erinnere, welche ein ganzes Gedicht oft einen Reim nennt. Sollten die letzten Gründe jenen ersten überwiegen, so könnten wohl die mit Satz zusammen gefügten Wörter, z. B. Kehr Satz, ja wer weiß, ob nicht gar der Kehrum, nach der Analogie von Kehraus, den Vorzug haben. Die Puristen mögen nun wählen.

Apollon's selbst nicht sicher. Eins aber tröstet mich doch hierbei, nämlich dieß, daß ich unverzagt alle Deutschen Dichter, Kunstrichter und Kritiker auffordern kann, mir mit Rücksicht auf das Lateinische Original einen Kehrreim zur Nachfeier auszufinnen, der über alle, auch gründliche Kritik erhaben wäre.

Damit sich Niemand bemühe, mir die Eigenschaften vor zu dociren, die eine Deutsche Nachbildung der unnachahmlichen Lateinischen Verse :

*Cras amet, qui nunquam amavit;
Quique amavit, cras amet.*

besitzen müßte, wenn sie vollkommen seyn sollte; so willich sie selbst angeben. Es wird erfordert:

1) Die einfachste, schlichteste, nackteste Darstellung dieser vier, oder nur drei Haupt-Ideen, (denn die vierte ist nur eine Wiederholung der ersten,) in den eigentlichsten Ausdrücken, ohne allen poetischen Blumen- und Farbens Schmuck;

2) Das ungezwungene, leichte, und daher so äußerst gefällige Spiel der wechselnden Gedanken- und Wortstellung in

Satz und Gegensatz des Originals. Der Anfang des ersten Verses ist Beschluß des zweiten, und der Beschluß des ersten ist Anfang des zweiten mit einerlei Gedanken und Wörtern. Diese Stellung ist höchst characteristisch, und daher eine Eigenschaft, die, wenn mich mein ästhetisches Urtheil nicht gänzlich triegt, fast noch wichtiger ist, als die erste. Eine Verdeutschung, die von diesem antithetischen Wechselspiele gar nichts ausdrückt, mag zwar andere Verdienste haben, aber ein Surrogat im Haupt-Character des Originals kann sie nimmermehr seyn. Das Daseyn dieser beiden Eigenschaften darf gleichwohl

3) Weder an der grammatischen Richtigkeit und logischen Klarheit, noch an der poetischen Würde, Eleganz und Kraft des Ausdrucks etwas vermiffen lassen.

4) Die Wortstellung muß natürlich, zwangfrei, und wenigstens nach poetischem Sprachgebrauche längst hergebracht;

5) Die Verse müssen vollkommen prosodisch richtig und fließend, die Reime rein, ungesucht und tonwechselnd, beide aber möglichst wohl klingend seyn.

Dieser Maßstab ist, wie ich mir schmeichle, richtig und vollständig; gleichwohl hat mir seine Verfertigung nicht zwei Minuten Zeit und Kopfbrechen gekostet. Seht, wohlweise Herren, so unaussprechlich leicht ist es, idealische Maßstäbe zu schnitzeln, mit diesen die Mufenberge zu durchwandern, und dort Alles — aber nur leider auch sich selbst — tief unter den Ansprüchen seiner vermeinten Hoheit zu finden. Versucht es nun, wohlweise Herren, zwei Jahre lang, nur vier kurze Zeilen vollkommen nach diesem Maßstabe zu verfertigen.

Man wird bald finden, dafs von diesen Forderungen in der Ausführung Theils schlechterdings, Theils bedingungsweise etwas nachgelassen werden müsse. So mischen sich in Ansehung der ersten Eigenschaft bei der Deutschen Nachbildung unumgänglich nothwendige Umstände mit in's Spiel, die schlechterdings einen Nachlaß erfordern. Diese Umstände sind, dafs im Deutschen gerade noch ein Mahl so viele Verse und Versfüße, als im Lateinischen, und was das Ärgste ist, Verse mit Reimen ausgefüllt

werden müssen. Den Beweis dieser Unumgänglichkeit wird mir ein für die Schönheiten des Rhythmus und der Harmonie gebildetes, oder auch nur empfängliches Ohr ungebethen erlassen.

Jene gedoppelte Anzahl von Versen und Versfüßen gehörig auszufüllen, sind die ganz nackten Hauptvorstellungen des Originals auf keine Weise hinreichend; und in gereimte Verse fügt sich ihre Nacktheit noch weniger. Es bleibt also dem Verdeutscher nichts übrig, als ihnen durch irgend eine Art von Einkleidung sowohl die erforderliche Fülle, als Geschmeidigkeit zu geben; und es wird nur darauf noch ankommen, daß diese Einkleidung so wenig gesucht, so wenig rauschend und schimmernd, kurz so prunk- und anspruchlos, als der Körper selbst sey. Mit andern und eigentlichen Worten: Das herbei zu hohlende Zufällige muß dem Wesentlichen so nahe verwandt seyn, als möglich; so daß Einem gar die Frage nicht einfällt: Was willst denn du hier?

Von den übrigen Forderungen wird wenigstens bedingungsweise etwas nachgelassen werden müssen. Die Hauptbe-

Bürger's Schriften. VI. B. (9)

dingung ist hier: Wenn man das Eine will, so muß man von dem Andern etwas fahren lassen. Will man also das antithetische Wechselspiel in Gedanken- und Wortstellung dem Originale so nahe gebracht sehen, daß in dieser Rücksicht fast nichts zu wünschen übrig bleibt, so wird man auf Eins und das Andere von den übrigen Forderungen, z. B. auf Tonwechsel, auf höhere Sonorität der Reime, u. w. Verzicht thun, will man aber von den obigen drei letzten Nummern durchaus nichts aufgeben, so wird man von der Eigenschaft unter Nummer zwei wenigstens die Hälfte, ja vielleicht noch mehr schwinden lassen müssen. Denn so wenig die Sprache mit ihren Wörtern und Wortformen, als der Eigensinn des Verses und besonders des Reimes werden Alles in höchster Vollkommenheit mit einander vereinigen lassen. Da indessen die zweite Forderung hauptsächlich den Geist, die drei übrigen aber mehr den Buchstaben betreffen, so dünkte ich könnte es nicht zweifelhaft seyn, was man lieber wollen sollte. Nun zur Prüfung der Learten nach den obigen Gesetzen.

Die Leseart der ersten Ausgabe meiner
Gedichte lautete also:

Morgen liebe, wer die Liebe
Schon gekannt!
Morgen liebe, wer die Liebe
Nie empfand!

Die originelle Nacktheit der Ideen war
hierin ziemlich erreicht. Denn das Bifs-
chen Einkleidung in Liebe schon ge-
kannt, und Liebe nie empfand,
anstatt schon liebte, und nie lieb-
te, will in der That wenig sagen. Nur
wäre zu wünschen gewesen, daß, da es
doch nun einmahl schon Einkleidung war,
und seyn mußte, der Stoff dazu, seiner
Simplicität unbeschadet, etwas ausge-
suchter gewesen wäre. Denn Liebe
schon kennen, und Liebe nie
empfunden haben, sind doch gar
zu gemeine, in allen Romanen und Lie-
besbriefen zu oft vorkommende Redens-
arten, deren matte Armseligkeit um so
mehr auffällt, da sie hier etwas vorstellen
zu wollen scheinen. Ich mag indessen bei

dieser Bemerkung Recht oder Unrecht haben, welches ich gern dahin gestellt seyn lasse, so ist und bleibt doch so viel gewiss, daß in dieser Nachbildung auch nicht ein Schatten von jenem antithetischen Wort- und Gedankenwechsel des Originals vorkommt. Das Ohr, welches einen ungezwungenen und gefälligen Tonwechsel verlangt, wird durch den Gleichklang der beiden Hälften des ersten und dritten Verses, die sich mit *L i e b e* endigen, durch den so genannten *reichen* (eigentlich *armfeligen*) *Reim in Liebe* auf *L i e b e*, und endlich durch den verkürzten Rhythmus in der zweiten und vierten Zeile, der gegen das Ganze sehr übel abfällt, merklich beleidigt.

Das rhythmische Ohr des Herrn Ramler fühlte den letzten Übelstand, so wie auch ich ihn längst gefühlt, und nur wegen mangelnder Gedankenfülle des Originals, dem ich möglichst getreu seyn wollte, für unvermeidlich gehalten hatte. Er stellte daher in der zweiten und vierten Zeile den gehörigen Rhythmus wieder her, und las nun folgender Maßen:

Morgen liebe, morgen liebe,
 Wer die Liebe nie gekannt!
 Morgen liebe, morgen liebe,
 Wer die Liebe schon empfand!

Durch die Herstellung des vollen, vorher zu kurz abgebrochenen Rhythmus schien zwar das eben hierdurch noch matter gewordene schon gekannt und nie empfand, welches der im vorhergehenden Verse schon angefangene Satz, wie die Schlange den halb abgeschlagenen Schwanz, nachschleppte, etwas gehoben zu werden; allein alle übrigen, meiner ersten Leseart zur Last fallenden Mängel blieben nicht nur, sondern wurden so gar noch durch das nunmehr in vier kurzen Versen sechs Mal tönende Liebe und durch das viermahlige Morgen vermehrt. Auch geht durch die Wiederholung des Aufrufes: Morgen liebe, morgen liebe, die Ruhe, oder doch gemäßigte Lebhaftigkeit, die den Kehrreim billig characterisiren sollte, in eine ungehörige Unruhe, ja in eine fast ungestüme Heftigkeit über.

Da mir die nackte Einfalt des Originals und sein antithetisches Spiel gar sehr, und vielleicht zu sehr auf Kosten der übrigen Eigenschaften, am Herzen lagen, so glaubte ich in der zweiten Auflage meiner Gedichte die vorigen Lesearten folgender Gestalt verbessert zu haben:

Morgen liebe, was auch nimmer
Noch geliebet hat zuvor!
Was geliebt hat längst und immer,
Lieb' auch morgen nach wie vor!

Diese Umbildung hatte zwar das Verdienst, daß die Hauptgedanken des Originals ganz einfach mit ihren eigentlichen Worten ausgedrückt, und mit der gesuchten Wechselftellung in einen Gegensatz gebracht waren. Morgen liebe, was nimmer geliebt hat! Was immer geliebt hat, liebe morgen! Das Vergnügen über die so nahe Erreichung dieser beiden ersten Haupteigenschaften verblendete mich eine Zeit lang gegen die sehr grobe Vernachlässigung fast aller übrigen. Welche abscheulichen Mißklänge in den pleonastischen und tautologischen Flickwörtern auch,

noch, längst und immer, in der so nahe auf einander folgenden Ausdehnung und Zusammenziehung der Formen geliebet und geliebt, deren erste den Ausdruck in den meisten Fällen schlaff macht, ferner in der unnatürlichen Wortfolge des zweiten und dritten Verses, und endlich in dem reichen Reime vor auf vor!

Diese jedem auch nur wenig geübten Ohre so sehr auffallenden Gebrechen verursachten denn nun auch, daß diese Umänderung fast nirgends Beifall fand. Die Meisten zogen dagegen die Ramlerische, obgleich keinesweges über ihren gegründeten Tadel erhabene Leseart vor. Ein Beurtheiler wünschte sogar meine erste Leseart zurück. Diesem schien es aber ganz an einem rhythmischen Ohre zu mangeln.

Nach mehreren Versuchen der Umschmelzung, deren keiner mich auch nur einiger Massen befriedigen wollte, kam endlich die wirklich erwählte Gestalt zu Stande, und ich hielt sie sogleich, vermittelt des ersten schnell vorahndenden Kunstgefühls, nicht nur für die beste von

allen, welche das Reich der Möglichkeit darbiethen möchte, sondern auch für diejenige, gegen welche Niemand noch etwas einwenden würde. Das Erste hat nachher auch, wie ich glaube, bei jedem neuen Versuche, die Erfahrung bestätigt; allein in Ansehung des Letzten sah ich mich bald gar schmäählich betrogen. So schwer hält es oft, den Menschen auch nur eine Kleinigkeit recht zu machen, besonders wenn man sie selbst auf den kritischen Stuhl hinnöthigt, von welchem sie gemeiniglich nur Tadel herab sprechen zu müssen glauben.

Mit unbefangener Freude über meinen glücklichen Fund, nichts weniger abndend, als bedenkliche Gesichter, sondern vielmehr ein herzliches bravo erwartend, sagte ich diesen neuen Kehrreim einigen meiner Freunde und Bekannten vor. Gemeiniglich aber war kaum der letzte Ton von meinen Lippen verklungen, so ründeten sich die ihrigen, mir das letzte heut zu wiederholten Mahlen auf die bedenklichste Weise nachzulallen. — ‘Nun was ist denn da, sprach ich dann wohl verdrießlich, zu heut, heut, heutigen?’

Beiderlei Formen, sowohl *h e u t* als *h e u t e*, sind im Hochdeutschen gleich richtig und gleich gebräuchlich.' — 'Ja, — ja, — hieß es dann, das mag wohl wahr seyn, aber es klingt doch etwas hart.' — 'Und was nennt ihr denn hart, ihr Herren? *H ä r t e*, wie man den Begriff meines Wissens bisher genommen hat, und nehmen muß, Härte entsteht entweder nach einem Urtheile des *V e r s t a n d e s*, oder des *O h r e s*. Des *V e r s t a n d e s*: Wenn ihr einen Redefatz, oder ein Wortum modificirende und bestimmende Wörter, Sylben und Töne betrieget, welche die Logik und um ihretwillen die Grammatik erfordert, wodurch denn ein unangenehmer Mangel entsteht, der mehr oder weniger Dunkelheit verursacht. Nach dem Urtheile des *O h r e s* entsteht Härte, wenn ihr den Wörtern ihre wahre und eigenthümliche Quantität raubt, wenn ihr Wörter und Töne so wählt und zusammen stellt, daß sie schwer und unangenehm auszusprechen, schwer und unangenehm anzuhören sind. Welche von beiderlei Härten soll nun das *H e u t* an sich tragen? Nicht die Härte des *V e r s t a n d e s*;

denn der Begriff bleibt in beiderlei Formen, heute und heut, unverändert eben derselbe; beiderlei Formen sind gleich verständlich; beiderlei Formen sind gleich gewöhnlich; weder Logik noch Grammatik finden auch nur das mindeste zu erinnern. Hart für den Mund und für das Ohr könnt ihr die Töne, aus welchen das heut besteht, eben so wenig nennen. Denn es fällt euch nicht ein, die Wörter freut, streut, scheut, erneut, beuth und viele andere, die sich auf eben diese oder ähnliche Töne endigen, für hart zu halten.'

Wann die Hyperkritik sich durch Gründe in die Enge getrieben sieht, so pflegt sie dennoch lieber auch nach den schwächsten Vertheidigungswaffen noch zu greifen, als ihre Sache aufzugeben. So auch hier. Man berief sich am Ende auf sein widerstrebendes Gefühl, und suchte dies aus der so nahen Zusammenstellung beider Formen zu erklären und zu rechtfertigen. Im Grunde aber entsprang dies Gefühl, wenn es anders wirklich vorhanden und nicht bloß aus Haberechtereie vorgegeben war, im Grunde

entsprang es wohl daher, daß die Herren sich nun einmahl an h e u t e gewöhnt hatten, und nicht bedachten, daß wohl eben so viele, ja noch mehrere Hochdeutsche sich dagegen an h e u t, oder selbst, wie es bei mir der Fall ist, an beiderlei Formen gleich stark gewöhnt haben, und sich selbiger, so wie sich's in einzelnen Fällen am besten fügt, bedienen.

Jenem angeblichen Gefühle glaubte ich anfänglich nichts weiter entgegen setzen zu können, als mein Gegengefühl, welches die Leseart gut hieß; und so blieb die Sache vor der Hand wenigstens unentschieden, da mein Gefühl sich ohne Grund nicht einer höhern Autorität anmaßen wollte. Denn ein Grund, aus dem mein Gefühl hauptsächlich entsprang, ein Grund, der mir das h e u t vorzüglich gefällig machte, und den ich unten anführen will, hatte sich noch nicht logisch bei mir entwickelt.

Man fand noch andere Gebrechen an meiner neuen Leseart. Man fand, gegen meine eigene Theorie des Wohlklanges, einen fehlerhaften Gleichklang der hervortönenden Sylbe e u t in allen vier so-

wohl weiblichen als männlichen Reimwörtern. Man fand Bedenklichkeiten gegen den plötzlichen Wechsel der Zeitformen des Verbi freuen, — g e f r e u t , das Präteritum, und f r e u t e , das Imperfect; und nannte diesen Wechsel, wenn nicht ungrammatisch, doch unästhetisch. Auch die Auslassung des Hülfsverbi hat, nach g e f r e u t , glaubte man in der Fehlerrechnung nicht ganz übergehen zu dürfen.

Dennoch, und dieser Vorwürfe ungeachtet, hielt mein Gefühl noch immer an dieser Leseart, ob ich es schon nicht sogleich aus klaren Gründen rechtfertigen konnte. Allein der Verdruß, daß ich mit vieler Mühe nicht einmahl vier kurze Zeilen sollte zu Stande gebracht haben, an welchen nicht noch so viel und mancherlei zu benagen wäre, als man mich hier überreden wollte, verstimmt mich so sehr, daß ich die Leseart verwarf, und so gar den Gedanken aufgab, sie noch je einmahl wieder zur Wahl mit aufzustellen. Das Gebieth der Sprache ist groß, dachte ich, und du bist seiner nicht ganz unkundig. An Gewandtheit fehlt es dir

auch nicht, dich oft durch Schwierigkeiten und Krümmungen durchzuwinden, wo hindurch zu gelangen dir Anfangs unmöglich schien. Lassen sich doch oft drei bis vier der unbändigsten Reime, die alle nach den entgegen gesetztesten Himmels-
 gegenden hinstreben, so bezähmen und zusammen koppeln, daß sie den Gedanken so zwanglos nach einer einzigen Gegend hintragen, als wären sie gar keines andern Weges kundig. Es muß, es muß sich noch eine andere Leseart finden lassen, die nicht so sehr zum Benagen einladet. So ging ich von neuem auf die Jagd aus, und brachte Dutzende von Kehrreimen zurück.

Unter diesen zeichnete sich Einer aus, der, den gewählten abgerechnet, sowohl mir, als denen, die den gewählten zum Wahlkreise hinaus gezankt hatten, vor allen übrigen die meisten Vorzüge, die wenigsten wirklichen, oder vermeintlichen Mängel zu haben schien. Er lautet folgender Maffen:

Morgen liebe, was bis heute
 Nie der Liebe Luft erkor!

Was der Liebe je sich freute,
Liebe morgen, wie zuvor!

Ich war entschlossen, diesen zu wählen, und nun nicht weiter so vergeblich auf neue und bessere Lesearten zu finnen. Damit mir aber, wenn er gedruckt erschiene, die Freude nicht wieder, wie an dem vorigen, verderbt würde, so schrieb ich sogleich auf ein Blatt eine Rechtfertigung nieder, womit ich ihn vor das Publicum hinaus begleiten wollte. Es sey mir erlaubt, diese wörtlich hier einzurücken.

Zuförderst aber fühle ich mich gedrungen, an dieser Stelle ein Wort zu Gunsten meiner Mikrologie zu sagen. Obgleich diese Blätter nur zum Unterricht und zur Unterhaltung wärmerer Freunde der poetischen Kunst, besonders junger Künstler bestimmt sind, so könnte es doch wohl seyn, daß sie hier und da auch andern Gelehrten in die Hände fielen. Nun bescheide ich mich sehr gern von selbst, daß für Manchen von diesen ihr Inhalt sehr unerheblich und langweilig seyn müsse. Dieß kann mir Einer selbst in's Ange-

sicht sagen, ohne daß ich deswegen nur im mindesten über ihn zürne, wenn er nur billig und bescheiden genug ist, sein Urtheil, das für ihn und Seinesgleichen allerdings gilt, nicht zur absoluten Allgemeinheit ausdehnen zu wollen. Eine Anmassung, die gleichwohl vielen sonst achtungswerthen Gelehrten zum gerechten Vorwurfe gereicht. Ich darf mir schmeicheln, daß es außer ihnen noch sehr viele Leser geben werde, denen es überaus interessant seyn muß, hier gleichsam in das Innerste der Werkstätt eines alten Künstlers geführt zu werden, ihn arbeiten zu sehen, und ihn, wenn auch hier und da ein wenig redselig, dennoch traulich, offenherzig und bei guter Laune über sein Kunstverfahren sprechen zu hören. Ob aber dergleichen Jemanden interessieren dürfe, ob es ihn mehr interessieren müsse, der Zergliederung eines Goldkäfers, als der eines Kehrreimes beizuwohnen, darüber liesse sich wieder viel Interessantes sagen, wenn es nicht gar zu weit von der Bahn führte. Nur eine einzige Bemerkung sey mir, weil wir doch nun einmahl jetzt nichts Wichtigeres trei-

ben, im Vorbeigehen erlaubt. Man ruft aus den wissenschaftlichen und gelehrten Feldern sehr häufig, und, wie mir däucht, nicht ganz artig und bescheiden, die verachtenden Vorwürfe der Nutzlosigkeit, der bloßen Belustigung, u. w. in das Gebieth der ästhetischen Künste, und was ihm angehörig ist, herüber. Unter dem Nutzen, worauf man den höhern Werth der so genannten ernstlichen und nützlichen Wissenschaften gründet, kann wohl nicht bloß der Umstand gemeinet seyn, daß durch sie gemeiniglich mehr, als durch manche schönen Künste, z. B. die Dichtkunst, zur Lebensnahrung und Nothdurft erworben werden könne. Denn sonst müßten die Künste der Sänger und Tänzer, die ihren Besitzern und Besitzerinnen oft fürstliche Reichthümer erwarben, im Werthe allen Wissenschaften und Künsten vorgehen. Verstehet man aber unter dem Nutzen etwas, was auf Wohlfeyn der Menschen Bezug hat, so sehe ich nicht ein, wie man dieses Etwas den schönen Künsten absprechen, viel weniger, wie man ihr Geschäft bloß um deswillen so tief unter das Geschäft der ernstlichen Wissen-

schaften herabwürdigen könne, weil sie
 unmittelbar nach einem Ziele hin-
 streben, welches die Wissenschaften eben-
 falls, allein mittelbar und erst durch
 Umschweife zu erreichen suchen. Wollte
 man sich anmaßen zu behaupten, daß die
 Art des Wohlseyns, welches die schönen
 Künste befördern, unerheblich und ent-
 behrlich sey, o wie leicht liefse sich dieser
 Vorwurf gegen die stattlichsten Wissen-
 schaften erwidern! Wie Vieles von dem,
 was im Felde der Wissenschaften, von
 den Entdeckungen am Ringe des Saturns
 an bis zu den Entdeckungen an einem
 Milbenfusse herab, gerade am lautesten
 betrompetet wird, wie Vieles wirkt doch
 in der That kein anderes Wohlseyn, als
 die Befriedigung der Neugierde! Man
 kann sagen, ein neues schönes Gedicht,
 ob es gleich, nachdem es nun einmahl
 vorhanden ist, viele Menschen erfreut,
 ja vielleicht an Geist und Herzen veredelt,
 konnte entbehret werden, ohne daß sich
 die Menschen deswegen schlimmer be-
 fanden, Wie? Nicht auch die Entdeckung
 eines neuen Nebelsternes? Eines neuen
 Polypen? Eines bisher unbekannten Um-

Landes in der Republik Karthago? Einer bessern Art, Kohl und Rüben zu ziehen? — Doch, es soll hier nicht von Seiten der schönen Künste den Wissenschaften entgegen gehadert werden; ich wollte nur ahnden lassen, daß Stoff zum Gegenhader vorhanden wäre, wenn dieser Hader überhaupt sich geziemte. Eben derselbe Schöpfer, welcher die Gans erschaffen hat, die gute und dankenswerthe Gans, die so wohl schmeckende Braten, so große und inhaltsvolle Eier, so weiche und warme Federn zu Ruhebetten, so viel vermögende Schreibkiele liefert, eben derselbe Schöpfer hat auch die Nachtigall erschaffen, die von dem Allen nichts darbiethet, gleichwohl aber auf ihre Weise zum Wohlfeyn vieler Menschen das Ihrige beiträgt. Wahrlich, es ziemet sich eben so wenig, daß die Gans der Nachtigall ein Verachtungslied nachgacke, als dieser, daß sie jener eins nachfinge. — Ein Jeder suche sich in seiner Sphäre so viel Verdienst zu erwerben, als möglich, ohne das Verdienst des Nachbars neben sich niederzudrücken, oder zu verböhnen. Wenn die schönen Künste auch sonst

nichts adelte, so adelt sie doch die Humanität und Liberalität, womit sie so gern jedem Verdienst auch ausser ihrer Sphäre begegnen. Die edle Königin derselben, die Dichtkunst, wenn sie nicht, wie in der Fabel die honigsammelnde Biene durch den Übermuth einer Henne aus ihrem Character heraus gereizt wird, mit dem Stachel zu drohen, verherrlicht willig und unaufgefordert die Verdienste des Helden, des Staatsmannes, des Gelehrten; wenn gleich alle drei ihrer gar wenig achten. Schon hat die Dichtkunst einen Herschel und seine Entdeckungen gefeiert, und wird sie noch feiern; ob es gleich Herschel'n noch nicht eingefallen ist, und auch nie einfallen wird, einen seiner neu entdeckten Sterne nach einem grossen Dichter zu benennen. —

Wir sind gerecht; das seydt ihr nicht!
 Hoch steht ihr; träumt es höher noch;
 Wir ehren fremd Verdienst!

Klopstock.

*

Die Rechtfertigung meines neuen Kehrreimes, die ich auf die oben bemerkten

fünf Grundlagen bauete , lautet folgender Mafsen.

Der Anfang: Morgen liebe, — *cras amet*, — fällt von felbft in die Hände, und fchließst jede Änderung oder Verbesserung gänzlich aus. Aber der zweite Satz, — *qui nunquam amavit*, — kann mit Beftand der Regeln unter Nummer 3, 4, und 5 durchaus nicht eben fo nackt und einfach im Deutfchen dargeftellt werden. Er erfordert alfo eine zweckmäßige Einkleidung und Erweiterung, wodurch ihm gleichwohl von feiner Allgemeinheit fo wenig, als möglich, benommen wird. Der Satz: Wer nie geliebt hat, begreift alle möglichen Fälle unter fich, wie und warum er nicht geliebt hat. Vielleicht war er nur unbekümmert um die Liebe, nur gleichgültig gegen fie; vielleicht aber floh, verfwor, verabscheuete er fie, u. w. Vielleicht liebte er nicht, weil er keine Gelegenheit hatte zu lieben, weil fich ihm kein Gegenftand darboth, vielleicht weil er ein Vorurtheil gegen die Liebe hegte, vielleicht weil fein Herz gar nicht für die Liebe organifirt und geftimmt war, u. w.

Es kommt nunmehr darauf an, eine solche Modification und Erweiterung des Hauptgedanken und seines Ausdrucks zu finden, die keinen der vorhin bemerkten und unbemerkten Fälle des *Wie* und *Warum* ausschließt, *Gedanke* und *Ausdruck*: *Wer*, (oder vielmehr *Was*, um das weibliche Geschlecht nicht auszuschließen) *Was* die *Liebe* nie *er*
kor, scheint dieß unter allen, der übrigen Umstände wegen nur möglichen Modificationen, am besten zu leisten. Es *er*
kor die *Liebe* nicht, entweder weil sich keine Gelegenheit zur Auswahl der *Liebe* aus andern Gegenständen darboth, oder weil es ein Vorurtheil gegen die *Liebe* hegte, weil es nicht für die *Liebe* organisiert war, u. w.

Allein zu dieser ganz einfachen Deutschen Modification müssen nun auch noch verwandte, einpassende Erweiterungs-Ideen herbeigezogen werden, wenn den übrigen Bedürfnissen, sonderlich des *Verses*, des *Reimes*, und des *antithetischen* *Spiels* Genüge geschehen soll. Nichts aber kann sich wohl noch meinem Gefühle natürlicher, ungezwun-

gener, und in das Ganze einpassender darbiethen, als das: Was bis heute. Morgen soll etwas geschehen, was bisher, also bis heute nie geschehen ist. Also der erste Vers: Morgen liebe, was bis heute, scheint in jeder Rücksicht unverbesserlich zu seyn, besonders da das bis heute wegen seiner so genauen und innigen Anschmiegung an den Hauptgedanken ein Ansehn unentbehrlicher Nothwendigkeit gewinnt, welches durch den wichtigen Dienst, den es dem Bedürfnisse des Reimes leistet, noch mehr erhöht wird.

Was für den zweiten Vers an Wort- und Gedankenstoff übrig bleibt, bedarf nun wieder einer neuen Modification und Erweiterung, und zwar aus dreierlei Ursachen. Einmahl ist noch ein Versfuß auszufüllen. Zu den Worten: Nie die Liebe erkor, fehlt zwischen Liebe und erkor noch eine lange Sylbe, um den trochaischen Vers voll und richtig zu machen. Gefetzt, man könnte dieses mit dem geringsten Aufwande durch das Wörtchen noch bewerkstelligen, ohne daß es

das Ansehen eines pleonastischen Füll-
seines gewönne, und so lesen:

Morgen liebe, was bis heute

Nie die Liebe noch erkor!

Oder: Noch die Liebe nie erkor!

So sind doch noch zwei triftige Ursachen übrig, die von dieser Simplicität des Gedanken und des Ausdrucks abzuweichen, und ihm eine andere Modification zu geben gebiethen, wenn er auch gleich dadurch etwas mehr Fülle und Schimmer erhalten sollte, als man ihm wohl wünschen möchte. Ein Mahl, kann ich denn wohl, ohne der Logik einen, obwohl kleinen, dennoch aber merklichen Zwang anzuthun, sagen: Was die Liebe nie erkor, oder erwählte? — Der Begriff des Wählens paßt sich nur zu mehreren Dingen Einer Art. Z. B. ohne logischen Zwang sage ich, sich ein Mädchen, sich eine Frau erwählen, weil Jedermann weiß, daß es mehrere ihrer Art gibt. Allein die Liebe, von welcher hier die Rede ist, bin ich geneigt, mir als etwas Einziges zu denken, das seines Gleichen nicht außer sich

hat. Wie kann also da ein Wählen Statt finden? Oder was für andere Gegenstände soll ich mir neben der Liebe denken, aus denen ich sie heraus wähle, da die Phantasie schlechterdings nicht angeregt und auf etwas hingewiesen wird? — Hiernächst, wenn ich auch nur flüchtig an die folgenden Zeilen und Reime der Stanze zum voraus denke, so fällt mir das Wort *freute* ein, welches in der Redensart, *sich der Liebe freuen*, sehr schicklich und ungezwungen sich wird brauchen lassen können. Bei fortgesetztem und genauern Nachdenken finde ich gar, daß die ganze Sprache kein einziges so richtiges und einpassendes Reimwort darbiethet, als nur dieses. Mit welchem andern sollte ich den Hauptgedanken, der an dieser Stelle stehen muß, so leicht und ungezwungen darstellen, als durch *freute* in dem Verse: *Was der Liebe je sich freute?* — Wenn nun aber ferner der antithetische Wort- und Gedankenwechsel des Originals in einer Deutschen vierzeiligen Stanze bewerkstelliget werden soll, so müßten die erste und die vierte, so wie die

zweite und die dritte Zeile einander, sowohl der Materie, als der Form nach, genau correspondiren. Diese Correspondenz aber findet sich weder den Worten, noch den Gedanken nach zwischen den beiden Modificationen, *L i e b e e r k o r,* und *d e r L i e b e s i c h f r e u t e.* — Die gedoppelte Correspondenz, sowohl des Inhalts, als des Ausdrucks, auf dem betretenen Wege zu Stande zu bringen, möchte wohl nicht nur äußerst schwer, sondern selbst unmöglich seyn. Aber der *G e d a n k e* der zweiten Zeile läßt sich allenfalls noch so modificiren, daß er dem in der dritten ziemlich ähnlich wird, und hiermit wird man wegen der unübersteiglichen Hindernisse, die der Kunst in den Weg gewälzt werden, zufrieden seyn müssen. Sage ich also:

*Morgen liebe, was bis heute
Nie der Liebe Lust erkor!*

so erhalte ich in der zweiten und dritten Zeile der Stanze, wenn gleich eben keine Correspondenz des Ausdrucks, dennoch eine ganz gute Correspondenz des Gedanken, worüber man

Bürger's Schriften. VI. B. (10)

allenfalls die mangelnde Wort-Correspondenz vergifst. Hiernächst bekomme ich in dem Begriffe Luft, der sich bei Erwähnung der Liebe, und vollends unter den Umständen, unter welchen dieser Kehrreim gefungen wird, gewiss sehr natürlich und ungezwungen darbiethet, ein Etwas, in welches der Begriff erkör sehr gut eingreifen kann. Denn der Luft gibt es, wie Jedermann bald einfällt, mehrere Arten, unter welchen eine Auswahl Statt findet; und der ehemablige logische Gedankenzwang ist, wie mir dünkt, durch die Luft hinlänglich gehoben.

Nachdem wir nun auf diese Weise, mit ziemlichem Glücke für die Schwierigkeiten der Sache, bis zur dritten Zeile gekommen sind, so fällt noch glücklicher die vierte wieder von selbst in die Hände. Die bei der zweiten und dritten Zeile so mühselig gesucht, und doch kaum halb erreichte Correspondenz biethet sich hier in der größten Vollkommenheit ihres Wechselspiels in morgen liebe und liebe morgen von selbst dar; und da selbst das Original dieß letzte Wechselspiel nicht zu bewerkstelligen vermochte,

so muß es der Übersetzung zu einer nicht unbeträchtlichen Entschädigung für dasjenige dienen, was sie zurück lassen mußte. Die des Verses und des Reimes wegen nöthige Erweiterung durch das wie zuvor schmiegt sich unstreitig dem Hauptgedanken eben so genau, so innig, so nothwendig scheinend an, als das bis heute der ersten Zeile.

Wenn ich nun noch einmahl die ganze Stanze:

Morgen liebe, was bis heute
Nie der Liebe Luft erkor!
Was der Liebe je sich freute,
Liebe morgen, wie zuvor!

vor Geist und Ohr vorüber wandeln lasse, und ihre Unvollkommenheiten und Vollkommenheiten, in Rücksicht auf das Original, im Ganzen gegen einander abwäge, so finde ich zwar

1) In den Neben Ideen bis heute und wie zuvor Erweiterungen der beiden Hauptsätze des Originals,

*Cras amet, qui nunquam amavit,
Quique amavit, cras amet!*

Allein, ohne der Simplicität etwas zu benehmen, fügen sie sich so innig an den Hauptgedanken, daß sie mit ihm gleichsam von Natur zusammen gewachsen, und also nothwendig scheinen. Zu diesen Erweiterungen kann auch das je in der dritten Zeile mit gerechnet werden. Allein dieß ist die nothwendige Ergänzung einer Vorstellung, die das Original des Metrums wegen in dem Worte *unquam* hatte zurück lassen müssen. Ich finde

2) In den Deutschen Modificationen, der Liebe Luft erkor, und der Liebe sich freute, zwar eine gewisse Fülle und einen Schimmer, wovon das Original nichts weiß. Allein jene Fülle artet doch gewiß eben so wenig in eine überlästige Corpulenz, als der Schimmer in einen zu grellen, unangenehmen Glanz aus. Übrigens wird durch dieß Bisschen Fülle und Schimmer, so wie durch die obigen Erweiterungen, für Rhythmus, Euphonie und Harmonie, nicht minder auch für das antithetische Spiel sehr viel gewonnen.

3) Die antithetische Wechselftellung ist zwar nicht in der gewünschten Vollkom-

menheit gelungen, so daß die logische Urtheilskraft völlig damit zufrieden seyn könnte; allein sie ist doch so weit gelungen, daß sich die ästhetische daran begnügen kann. Dagegen aber sind

4) Alle übrigen Forderungen so weit erfüllt, daß die echte Kritik hoffentlich nichts mehr zu tadeln finden wird. Zwar möchte es noch scheinen, als ob die Wortstellung, der Liebe Lust, anstatt die Lust der Liebe, nicht natürlich genug wäre; allein wenn diese Stellung gleich der prosaischen Sprache eben nicht eigenthümlich seyn sollte, so ist sie doch in der poetischen nicht nur sehr gebräuchlich, sondern auch unentbehrlich.

*

So glaubte ich nun meinen neuen Kehrreim auf eine Weise verpanzert zu haben, die ihn gegen jeden Angriff sicher stellen müßte. Wer hätte denken sollen, ihn könnte noch ein einziger Streich so zu Boden strecken, daß mir selbst sogar alle Lust vergehen würde, ihm noch weiter beizuspringen! Dennoch geschah dieses. Die Tadler des vorigen waren zwar mit

diesem, so wie auch mit seiner Rechtfertigung ziemlich zufrieden; allein ein neuer scharfsinniger und geschmackvoller Beurtheiler bemerkte Folgendes. Die Liebe, so wie auch die Lust der Liebe sind Leidenschaften oder Affecten, mithin etwas Unwillkürliches, zu welchen sich, Trotz der Rechtfertigung, der Begriff des Wählens in e r k o r nicht paßt. Ich kann freilich Eine Art der Lust der andern bisweilen wohl vorziehen, und in so fern wohl sagen, daß eine Wahl Statt finde; allein wenn ich den Begriff einer wählbaren Lust hier unterlegen soll, so geht die ganze Delicatesse der Vorstellung, die hier herrschen soll, verloren. — Wahrlich, man kann kaum mehr Recht haben, als in diesem Stücke mein kritischer Freund. An die Lust der Liebe soll man hier nicht denken, deren Genuß ich auf einen gewissen bestimmten Tag aus andern Arten der Lust, z. B. der, auszureiten, zu tanzen, Punsch zu trinken, u. w. auswählen kann. Man sieht, daß ich den reinsten und edelsten meiner Liebesgefänge in keinem seiner Theile einer solchen, und so nahe lie-

genden Auslegung aussetzen konnte. Der neue Kehrreim wurde also unwiederruflich verworfen. Allein woher nun einen anderen nehmen? Unglücklicher Weise war der neue Beurtheiler auch ein H e u t - feind.

Noch glaubte ich nicht an die Grenze der Möglichkeit gekommen zu seyn. Ich ging also auf das neue zur Jagd aus; und trieb endlich eine solche Menge von Lesearten zusammen, daß ich ihre Anzahl anzugeben mich schäme. Denn in jeder geschäftlosen Stunde, auf jedem Spaziergange neckte mich dieser unselige Kehrreim. Einige dieser Lesearten will ich jedoch am Ende sowohl zur Unterhaltung, als zur Belehrung noch anführen.

Lange däuchte es mir, ich könnte unmöglich eben so wenig die letzte Zeile der Stanze, als die erste, wegen ihrer so vollkommenen Tadellosigkeit aufgeben, und seufzte und suchte daher, wie Klopstock nach S p o n d a, durch das ganze Gebieth der Sprache nach einem schicklichen O r - Reime. Allein mein eigener Satyr nöthigte mich endlich durch gröblichen Spott, die eben so unnütze als lächerliche Jagd aufzu-

geben. Er rief mir, was widersprechend
scheinet, und doch wahr ist, den besten
und zugleich schlechtesten Vers zu:

Nichts um Liebeslust sich schor.

So sehr kann an mancher Stelle ein einziges
Wörtchen den vollkommensten Gedanken
entadeln!

Von den neu zusammen gebrachten Lesearten gefiel die Eine diesem, die Andere jenem Beurtheiler. Ich sah nunmehr offenbar, wie vergeblich es wäre, auf übereinstimmende Zufriedenheit Anderer zu hoffen. Es war hohe Zeit, daß endlich mein eigenes Urtheil, das sich so nachgebend und demüthig bisher verhalten hatte, entschlossen durchgriff, und sagte: Wenn dieß gleich nicht so euch Allen gefällt, so sollte es billig so euch Allen gefallen. In einer heitern unbefangenen Stunde musterte ich noch ein Mal alle meine Lesearten; und siehe! die zu voreilig um der wichtigsten Einwendungen willen verworfene behielt nach meinem Urtheil, nicht nur Treffer gegen Treffer und Fehler gegen Fehler erwogen, sondern auch deswegen den entschiedensten Vorzug, weil die übrigen

alle, bei nicht größern Tugenden, mehr oder weniger wahre Fehler aufzuweisen hatten, diese hingegen von allen vermeintlichen Fehlern sich zu reinigen im Stande ist.

Keine von allen andern scheint sich so leicht, so ungezwungen, so natürlich, so einfach und doch so elegant von selbst zu ergeben, daß man gleich geneigt ist, zu sagen: Ja, so mußte es, und anders konnte es nicht seyn. Allen übrigen sieht man mehr oder weniger die Mühe des Machwerks, eine gewisse Operosität an, die Einem bald den Gedanken eingibt: Es könnte doch wohl noch anders und besser seyn. Keine hat so wenig von weiten Hergehohltes, als diese; jede Modification, jede Erweiterung scheint mit dem bequemsten Griffe aus der nächsten Nähe hergenommen zu seyn. Am allerweitesten her ist die Modification, der Liebe sich freuen; aber Himmel! wie nahe liegt sie nicht dennoch jedem Vorstellungsvermögen zur Hand! Sie ist bei ihrer vollkommen befriedigenden Eleganz und Würde am wenigsten überfüllend und überschimmernd. Keine von allen gefundenen Lese-

arten, ja vielleicht keine von den noch wenigen möglichen stellet, was in der That Hauptsache ist, das antithetische Wechselspiel des Originals in einem so hohen Grade der Vollkommenheit dar, daß wenigstens ich nicht sehe, was noch zu wünschen übrig bleibe. Die ihr vorgeworfenen Fehler sind so wenig Fehler, daß sie ihr vielmehr als Verdienste angerechnet werden müssen, weil sie auf das zweckmässigste zur Vollendung jenes Wechselspiels dienen. Die Einwendung gegen das *h e u t* ist, wie ich schon oben grammatisch dargethan habe, die unstatthafteste Pieperei von der Welt. Es ist sogar hier nach meinem Gefühle von sehr guter ästhetischer Kraft. Ein Mahl, weil es die vierte Zeile mit der ersten in die möglichst vollkommenste Wort- und Gedanken-Correspondenz bringet, und in dieser Rücksicht dem oben gerühmten *w i e z u v o r* noch sehr weit vorzuziehen ist; zweitens, weil dieses männliche *h e u t* gegen das vorhergehende weibliche *h e u t e* eben so tonspielend ist, als umgekehrt das weibliche *f r e u t e* der dritten Zeile gegen das vorhergehende männliche *g e f r e u t* der zwei-

ten. Heute gefreut! — Freute
 heut! — Ein artig wechselndes Ton-
 spiel, völlig in dem spielenden Geiste des
 Originales! — Eben so wenig als das
 heut kann auch der vorgeworfene Gleich-
 klang in den vier Reimwörtern ein Feh-
 ler seyn. Ich schmeichle mir, daß ich
 mehr als Eine Probe in meinem poetischen
 Leben abgelegt habe, die mich berech-
 tigt, ein gültiges Wort mit zu sprechen,
 wenn von Wohl- oder Mißklang die Rede
 ist, und ob mir gleich in diesem Stücke
 noch immer etwas Menschliches begegnen
 mag, so hat, däucht mir, doch kein an-
 deres Ohr sich zu schämen, wenn es sich
 größtens Theils nach dem meinigen richtet.
 Nun gebe ich zwar sehr gern zu, daß an
 andern Stellen vier Gleichklänge in den
 weiblichen und männlichen auf einander
 folgenden Reimwörtern, wie hier das vier-
 mahlige eut, sehr fehlerhaft seyn kön-
 nen. Mein Ohr ist auch in diesem Stücke
 so empfindlich und eigensinnig, daß es,
 was gewiß bei wenigen meiner poetischen
 Brüder der Fall seyn mag, schon miß-
 vergnügt wird, wenn sich, anderer un-
 vermeidlichen Umstände halber, auch nur

ein Gleichklang der Vocale in sonst den Consonanten nach verschieden tönenden Wörtern einschleicht. Höchst ungern erlaube ich mir z. B. eine Reimstellung, wie diese: *T h a t e n*, *S c h a r*, *b a t h e n*, *w a r*, wegen des viermahligen *a*; denn eine Abwechselung, wie z. B. *T h a t e n*, *m i r*, *b a t h e n*, *d i r*, ist doch gewiß weit wohl klingender. — Allein was auch nur immer eine gründliche und geschmackvolle Stylistik über Mannigfaltigkeit und Abwechselung des wörtlichen Ausdrucks vorschreiben mag, so macht sie dennoch auch mit Recht hiervon Ausnahmen. Wenn es auf Gestalt, Maß und Klang antithetischer Sätze ankommt, so erlaubt nicht nur eben diese Stylistik, sondern sie gebiethet sogar, Kraft des natürlichen Hanges der menschlichen Seele zu Symmetriem, Gleichheit. Das ist nun gerade hier der Fall. Da es hier unlängbare Vollkommenheit ist, daß in Satz und Gegensatz einerlei Vorstellungen und einerlei Wörter, nur mit dem Unterschiede der Bejahung und Verneinung vorkommen, so ist nicht abzusehen, warum diese Einerleiheit sich nicht auch bis auf die Töne

der Reime erstrecken dürfe. Dürfe? — Sie darf nicht nur, sondern es wird sogar ein höherer Grad der Vollkommenheit dadurch erreicht, daß diese Gleichheit zur Hebung der Antithese sich so ungesucht und von selbst einstellt. Gleichwohl schließt, was noch das Beste ist, diese Gleichheit nicht alle Verschiedenheit aus, die sich in dem männlichen und weiblichen Character der Keimwörter noch merklich genug offenbaret.

Die noch übrigen Vorwürfe des unstylistischen Wechsels der Zeitformen, *g e - f r e u t* und *f r e u t e*, und der Auslassung des Hülfsverbi *h a t*, verdienen kaum noch in Betrachtung zu kommen, gesetzt, ich wollte sie auch als kleine Unregelmäßigkeiten gelten lassen. Allein auch dieß glaube ich nicht einmahl nöthig zu haben. Denn abgerechnet, daß nicht gut einzusehen ist, worauf sich denn wohl die stylistische Regel gründen solle, daß in zwei verschiedenen, ganz von einander unabhängigen Sätzen schlechterdings und überall eine Einheit der Zeitformen beobachtet werden müsse; abgerechnet, daß

sich gewiss in unsern besten classischen Schriftstellern hundert Beispiele des Gegentheils finden lassen dürften, so scheint hier in dem ersten Satze gerade das Perfect, in dem zweiten aber gerade das Imperfect, sowohl logisch als grammatisch, am besten zu passen. Das nie scheint die Vorstellung von dem gegenwärtigen Zeitpuncte der Rede zu entfernen, und immer weiter hinaus in die äußerste Vergangenheit zu reißen, da hingegen das stets sie wieder von dort zurück zu ziehen, und dem Zeitpuncte der Rede mit jedem Momente zu nähern scheint. Da nun im ersten Falle die Vergangenheit als immer längst vergangener, im zweiten aber mit jedem Momente als kaum vergangener vorgestellt wird, so scheint die erste Vorstellung am besten durch das Perfect, die zweite aber am besten durch das Imperfect bezeichnet zu werden.

Was endlich die Auslassung des Hülfsverbi betrifft, so ist diese selbst in der Prose, gelchweige denn in der Poesie, so häufig, und wenn dadurch dem Verstande

und dem Ohre so wenig als hier zu Leide geschieht, so erlaubt, ja oft so zuträglich, daß sie in der Fehlerrechnung völlig zur Null wird.

Will man diese Rechtfertigung, so genugthuend sie mir auch scheint, dennoch nicht ganz gelten lassen, will man, neben den Vorzügen der gewählten Leseart, noch immer so viele Gebrechen entdecken, daß man sich seiner Zweifel gegen dieselbe nicht ent schlagen kann, nun so setze man einmahl, wo möglich, alle seine und meine Klügeleien bei Seite, man stelle sie jeder andern Leseart gegen über, und merke auf den ersten Eindruck. Dann sollte ich doch wahrlich kaum denken, daß sich auch nur eine Einzige finden würde, welche sich eben so leicht, so ungezwungen, so gefällig unter das logische sowohl, als das ästhetische Urtheil schmiegte. Hier ist versprochener Massen ein Theil dieser Lesearten, worunter sich auch ein Paar befinden, die mir von Andern vorgeschlagen worden sind.

1. Morgen liebe, was bis heute

2. Süßser Liebe Lust verschwor!

3. Was sich süßer Liebe freute,
 4. Liebe morgen, wie zuvor!
-

2. Noch der Liebe Luft verschwor!
 3. Was sich längst (schon) der Liebe
freute,
-

2. Stets der Liebe Luft verschwor!
 3. Was sich stets u. w.
-

2. Nie der Liebe Treue schwor!
 3. Was sich treu der Liebe weihte,
-

2. Nie der Liebe sich verschwor!
 3. Was den Schwur der Liebe weihte,
-

2. Nie der Liebe Dienst erkor!
 3. Was der Liebe Dienst sich weihte,
-

3. Was der Liebe Dienst erfreute,
-

1. Morgen liebe, was noch heute
 2. Liebeleer den Tag verlor!
 3. Was den Tag der Liebe weihte,
-

1. Morgen liebe, was bis heute
 2. Nie sein Liebes (Holdes) sich erkor!
 3. Was sein Liebes (Holdes) längst
erfreute,
-

2. Lieb' und Lust des Lebens floh!
 3. Was sich längst der Liebe freute,
 4. Lieb' und leb' auch morgen froh!
-

2. Lieb' und frohes Leben floh!
-

2. Noch der Liebe Freuden floh!
 3. Was sich schon der Liebe freute,
 4. Sey auch noch der Liebe froh!
-

4. Sey der Liebe wieder froh!
-

4. Sey der Liebe morgen froh!

4. Sey der Lieb' auch morgen froh!

4. Liebe morgen wieder (eben) so!

2. Deine Luft, o Liebe, flog!

3. Was sich dein, o Liebe, freute,

4. Liebe sich auch morgen froh!

1. Morgen liebe sich, was heute

2. Noch der Liebe Freuden flog!

3. Was die Liebe heut erfreute,

4. Liebe sich auch morgen froh!

1. Morgen liebe froh, was heute

4. Liebe noch auch morgen froh!

4. Liebe morgen wieder froh!

1. Morgen liebe, was bis heute
 2. Nie der Liebe Luft vernahm
 3. Was der Liebe je sich freute,
 4. Liebe morgen sonder Gram!
-

2. Noch die Liebe nie entzückt!
 3. Was die Liebe je (hoch) erfreute,
 4. Liebe morgen neu (hoch) beglückt!
-

2. Nie an Liebe Luft gewann!
 3. Was an Liebe je sich freute,
 4. Liebe morgen und fortan!
-

4. Liebe morgen froh voran!
-

2. Nie an Liebe Luft empfand!
 3. Was der Liebe je sich freute,
 4. Liebe morgen neu entbrannt!
-

2. Nie der Liebe Luft durchdrang!
 3. Was der Liebe je sich freute,
 4. Liebe morgen sonder Wank!
-

2. Nie der Liebe Wonne trank!

2. Scheu der Liebe sich entrang!

3. Was sich nie der Liebe scheute,

1. Morgen liebe, wen bis heute

2. Nie der Liebe Glück erfreut!

3. Wen der Liebe Glück erfreute,

4. Fühle morgen es erneut!

Claudite jam rivos! — Mehr als noch ein Mal so viel Lesearten bleiben billig zurück. Auch verliere ich kein Wort weiter darüber, warum diese alle der gewählten billig nachstehen müssen. Künstler und Kunstfreunde, besonders die jüngern, mögen dies selbst ausföndig zu machen suchen. Thun ihnen so wenig meine Grundsätze, als deren Anwendung auf den vorliegenden Fall, Genüge, so habe ich sie doch wenigstens in den Stand gesetzt, sich vielleicht eine ihnen behaglichere Leseart zu ihrem Privat-Gebrauche auszuwählen. Nur verbitte ich mir von nun an alle fernere Krittelei, wenn man

anders nicht im Stande ist, bessere Vorschläge zu thun, und ihre Vorzüge durch wohl erwogene Gründe einleuchtend zu machen.

Es wird übrigens selbst dem Alltagswitze überaus leicht seyn, dieses Treibens und Hülfbohlens, dieses mehr als bogenlangen Geschwätzes über — einen Kehrreim von vier Zeilen zu spotten. Muß ich doch selbst darüber lachen, indem ich an jenen Tanzmeister und sein: *Que des choses dans un menuet!* denke. Allein nicht so leicht, wenn ich nicht daran erinnere, möchte es seyn, sich daraus die sehr ernsthafte Maxime abzuziehen, daß es weit öfter, als man glaubt, nothwendig sey, gerade eben so, wiewohl freilich nur für sich im Stillen zu verfahren, wenn man mit seinen Schriftwerken etwas weiter denkt, als von einer Messe bis zur andern.

Ich wende mich nunmehr zu den Veränderungen der übrigen Theile des Gesanges. Da es weder zu erwarten noch zu verlangen ist, daß die Leser alle vorigen Ausgaben jedes Mal gleich bei der Hand haben, und ohne die vollständige Ver-

gleichung der neuen Lesearten mit den alten diese Lectüre ziemlich verdrießlich seyn möchte, so muß ich, wiewohl ungern, einen beträchtlichen Theil des Raumes zur Aufstellung dieser verwenden. Unter 1. A. verstehe ich die erste Ausgabe meiner Gedichte von 1778, unter 2. A. die zweite von 1789, und unter R. Ramler's Lyrische Blumenlese von 1774. Die Abschnitte, welche der einfallende Kehrreim bildet, sind durch die drei Haupttheile des Ganzen, (die ich nicht kürzer und treffender, als durch die Nahmen Vorgesang, Weihegesang, und Lobgesang zu bezeichnen wußte,) fortlaufend mit Römischen Zahlen numerirt. Diese treffen mit allen Ausgaben zusammen, ausgenommen, daß einige in der neuen Umarbeitung mehr Verse enthalten, und daß der letzte Abschnitt der vorigen Ausgaben in der neuen in zwei zerlegt worden ist.

I.

1. A.

Unter hellen Melodien
Ist der junge Mai erwacht.

- Seht, wie seine Schläfe glühen!
4. Wie ihm Wang' und Auge lacht
Über kräutervollen Rasen,
Über Hainen schwebet er.
Kleine laue Weste blasen
3. Wohlgerüche vor ihm her,
Segenvolle Wolken streuen
Warme Tropfen auf die Flur,
Geben Nahrung und Gedeihen
- 1 2. Jedem Kinde der Natur.

2. A.

- . . . frohen . . .
. . . Lenz . . .
Seht, wie Stirn und Wang' ihm glü-
hen!
4. Wie fein helles . . .
Über Saat und Kräuterrasen,
Hain und Garten schwebet er.
Sanfte Schmeichellüftchen blasen
3.
.
.
Labfal, Nahrung und Gedeihen
- 1 2.

Die Leseart der 1. A. hat auch R.

Warum wurden zuvörderst die hellen Melodien in frohe verwandelt? — Weil mir das Beiwort helle mehr den Gegenständen des Gesichtes, als des Gehöres zu gebühren schien. Warum sind aber nun Wonnemelodien daraus geworden? — Das Beiwort frohen macht durch seinen vermittelst der Aspiration fortgezogenen Ton in der ersten, und durch sein n in der zweiten Sylbe den Vers fast zu langsam für die muntere Frühlingsempfindung, in welcher der Gesang anhebt. Die Wonnemelodien aber gleiten wegen des geschärfteren o und des fehlenden n hüpfender und fröhlicher dahin. V. 2. habe ich Lenz dem Mai sowohl wegen der größern Allgemeingültigkeit, als auch des bessern Klanges wegen vorgezogen. Da der Ton stark auf dieses Wort fällt, so ist es gut, daß es mit Consonanten endige, woran derselbe einen natürlichen und festen Widerhalt finde, der bei einem auf Vocale ausgehenden Worte fehlt, welches vor einem andern mit einem Vocal anfangenden Worte steht. Die Vocale würden in diesem Falle zu sehr in einander heulen; so

daß ein Declamator, der die Kunst versteht, das M a i e r w a c h t nicht so gern aussprechen würde, als L e n z e r w a c h t — Die glühenden Schläfe V. 3 schienen mir zu sehr ein Bild der Trunkenheit zu seyn, und das L a c h e n V. 4. minder den W a n g e n, als dem hellen A u g e zuzukommen. Ich glaubte daher, es wäre besser, bloß dieses lachen, und j e n e glühen zu lassen. Die Stirn kam hinzu, um das Bild vollständiger auszumahlen. Wenn es aber auch dadurch, wie ich doch nunmehr fast zweifle, gegen die Nebenvorstellung der Trunkenheit geschützt seyn sollte, so leidet es doch wohl keinen Zweifel, daß die neueste Leseart, die noch über dieß den Vorzug eines vollkommen richtigen und reinen Reimes hat, unendlich genialischer sey. Wonnemelodieen haben den Gott, wie aus süßen Träumen erweckt; was Wunder, wenn Bilder neuer Luft vor seiner Phantasie schweben, denen sein Auge froh zulacht! Die Idee ist nun weit schöner, weit geistreicher, mit Einem Worte, ästhetischer.

Bürger's Schriften. VI. B. (11)

Das Bild des Schwebens über kräutervollen Rasen und Heiden V. 5. u. 6. schien mir zu fern von der Totalität zu bleiben. Ich suchte ihm daher in der 2. A. durch Hinzufügung der Saat und des Gartens mehr Ausdehnung und Fülle zu geben. Die kleinen lauen Wohlgerüche blasenden Weste, oder Winde, die leider! auch Hr. Ramler gebilligt, hatten für mich längst etwas Possierliches, das keinesweges zur Würde des Ganzen paßte. Sie erinnerten an die kleinen pausbackigen Jungen, die auf allen geschmacklosen Tapeten, oder in den Ecken der Landkarten dicke Ströme von Winden ausblasen. Auch ist für Winde das Beiwort klein nicht schicklich. Ein Wind kann wohl gelinde, milde, sanft, schwach, stark, heftig, u. w. seyn, aber nicht füglich klein oder groß, welches sich auf körperlichen Umfang beziehet. Freilich mag man wohl öfters im gemeinen Leben von einem kleinen oder großen Winde, von einer kleinen oder großen Hitze, u. w. reden hören; allein was hört

man nicht Alles im gemeinen Leben? Für personificirte Winde könnte zwar das Beiwort allenfalls passen; allein dann sind wieder die lauen Weste unschicklich. Ich verwandelte daher in der 2. A. die kleinen lauen Weste in sanfte Schmeichellüftchen. Allein nicht zu gedenken, daß auch so noch die Phantasie durch das Wort blasen auf jene possierliche Personification hingeleitet wird, so ist auch der Name Schmeichellüftchen allzu vollgestopft von Consonanten, um nicht einer reinen und metallenen Sonorität Eintrag zu thun. Auch setzt es der Diminutiv unter die Würde des Ganzen herab. Besser war es also, die Winde wieder herbei zu holen, diese mit ihren Flügeln wirken, und sie anstatt der Wohlgerüche, Wohlgefühle, — ein Wort von neuer Zusammensetzung, von lieblichem Klange, und reichhaltiger Bedeutung, — wehen zu lassen. Auf diese Weise gewinnen wir auch ein schönes, prachtvolles, der Natur entsprechendes Bild von dem Alles, — Thal und Hügel, das ist, Ebenen und Anhöhen, — blau und golden über-

schwebenden Lenze, welches weit mehr sagt, als wenn man ihn bloß über einigen Gegenständen, ich weiß nicht wie, schweben läßt. Nicht wenig haben auch die vier letzten Verse an Wohlklang und ästhetischer Ideenfülle gewonnen. Der 10. V. war wegen des drei Mal so nahe auf einander folgenden f, — Tropfen auf die Flur, — sehr hart. Der Reim in streuen und Gedeihen war ebenfalls nicht der reinste. Der Segen der Wolken gewinnt jetzt mehr Umfang; er erstreckt sich nicht bloß auf die Flur, sondern auf Wiese, Hain und Flur; die Wirkung ist ausgedehnter geworden dadurch, daß er, außer Nahrung und Gedeihen, gleich zuerst auch Labfal gewähret; das tautologische geben nach streuen in der 1. A., so wie auch die etwas harte und dunkle Apposition im 11. V. der 2. A., sind vermieden. Die Darstellung im Großen ist nunmehr wahrer und der Naturerscheinung gemäßer. Die milden Winde wehen vor dem blau und golden schwebenden Frühlinge her, und erwecken Wohlgefühle in allen Wesen. Befruchtende Regenwolken

ziehen ihm nach, und müssen ihm nachziehen, wenn seine Winde, sein blaues und goldenes Schweben, nicht endlich zum Unfegen werden sollen.

Für echte und gerechte Kritik halte ich nunmehr diesen Abschnitt, sowohl in Ansehung des Stoffes als der Form, bis auf eine Kleinigkeit, die sich aber ohne große Aufopferung kaum wegschaffen lassen dürfte, für vollendet. Diese Kleinigkeit ist aber so klein, daß sie, wenn ich nicht selbst darauf hinwiese, von den Wenigsten bemerkt werden würde. Es ist ein kleiner mechanischer Verstoß, zwar nicht eben gegen die Prosodie, wenn man anders die Strenge nicht bis auf das äußerste treiben will, aber doch immer gegen Eumetrie und Wohlklang. Da die Sprache selbst nur gar zu oft Anlaß dazu gibt, so dürften wohl wenige oder gar keine jambischen oder trochäischen Gedichte im Deutschen vorhanden und möglich seyn, worin er nicht vorkäme. Er verdienet daher auch wohl nur in einem Gedichte in Betracht zu kommen, das wo möglich ein Kanon vollkommener Form seyn soll; und jeder Dichter, der den Kanon zu errei-

chen strebet, wird ihn überall, wo es nur irgend ohne grössere Aufopferung geschehen kann, zu vermeiden suchen müssen. Dieser Fehler besteht in der Verlängerung des Artikels, der im Deutschen billig durchgehends kurz seyn sollte, den man aber in jambischen und trochäischen Versen alsdann lang zu machen sich für prosodisch berechtigt hält, wann er Substantiven von kurzen Vorsylben zur Bestimmung dienet. Diese erzwungene Production, ob sie gleich bey weiten keine von den ärgsten ist, behält für mein Ohr immer ihren Mißklang, welcher jedoch nach Beschaffenheit des Artikels und der Stellung mehr oder minder beträchtlich ist. So scheinen mir z. B. die Artikel *dem* und *das* die Production schon besser zu ertragen, als *den* und *der*; und diese wieder mehr, als *die*. Die Stellung im 12. Verse des obigen Abschnittes, —

— o o o —
 Kinde der Natur, da doch das Metrum
 - u - u - verlangt, scheint mir so beschaffen zu seyn, daß der Mißklang, der aus der Verlängerung des Artikels *der* entsteht, sehr vermindert wird. Weit

beträchtlicher würde er seyn, wenn ich einen trochäischen Vers, der billig immer mit einem starken Schlage, - u, anfangen sollte, mit der Natur anfänge. Es gab in den vorigen Ausgaben der Nachtfeier einige solcher Anfänge, welche stehen zu lassen, ich mich nicht habe überwinden können.

Da ich übrigens ungern bemerkt habe, daß einige Kunstlehrer an einigen zusammen gesetzten und andern zweisylbigen Wörtern, deren letzte Hälfte etwas mehr Fülle, als gewöhnlich hat, wiewohl die erste Sylbe den ganzen Ton auf sich zieht, wahre Spondäen, - -, zu haben, und daher z. B. einen Vers, wie den 11. im obigen Abschnitte, wegen des Wortes Labfal, für nicht rein trochäisch erklären zu dürfen wähnen, so sehe ich mich bei dieser Gelegenheit genöthigt, dieß für einen sehr großen Irrthum zu erklären. Wir haben im Deutschen durchaus keine spondäischen Wörter, und diejenigen, die man dafür ausgibt, sind wahre Trochäen, wie Moriz in seinem Versuch einer Deutschen Prosodie sehr wahr und gründlich dargethan hat. Wir haben im Deutschen keine echten

Spondäen, als höchstens diejenigen, die wir durch Wortstellung hervor bringen. Wenn zusammen gesetzte Wörter, wie Großmuth, Allmacht, Mordstahl, Sehnsucht, Nachwelt, Chorlied, Wohllaut, u. w., ferner abgeleitete, wie furchtbar, zaghaft, Weisheit, Bächlein, Labfal, mühsam, Freundschaft, Reichthum, u. w., die wir zu vielen tausenden in der Sprache haben, Spondäen und nicht vielmehr Trochäen wären, so hätte Klopstock, der sich auf Prosodie versteht, wie nur irgend Einer, nicht nöthig gehabt, so sehr nach Sponda zu seufzen. Ich gebe jedoch sehr gern zu, daß Trochäen der obigen Art nicht überall mit Bestande des Wohlklanges so benutzt werden können, als etwa solche, wie Liebe, Wandel, Feuer, Schatten, u. w.

II.

1. A.

Lieb' und Gegenliebe paaret
 Dieses Gottes Freundlichkeit;
 Und sein Süßestes versparet
 4. Jedes Thier auf diese Zeit.

Wann das Laub ihr Nest umschattet,
 Paaren alle Vögel sich,
 Was da lebet, das begattet
 8. Um die Zeit der Blüthe sich.

2. A.
 Eben so.

R. hat diese Stelle eben so, außer daß er V. 5. für umschattet beschattet liest. Allein mein umschattet war wegen der Neuheit und Seltenheit des gleichwohl analogisch gebildeten Wortes, wegen seiner mehr ausmahlenden Bedeutung, und hauptsächlich deswegen vorzuziehen, weil es den fehlerhaften Gleichklang mit dem Reimworte begattet im 7. V. vermeidet. Indessen die ganze Stelle bedurfte aus verschiedenen Ursachen einer Umbildung, die, wie ich mir schmeichle, nicht unglücklich gerathen ist.

V 3 mißfiel mir sein Süßsestes, ein Mahl wegen der erzwungenen Production der letzten Sylbe, da das Wort ein wahrer Dactylus, u u, ist, und hiernächst weil es nicht Würde genug für

den edeln Ton des Gedichtes hat. Es ist ein Ausdruck, der sich mehr für die populäre vertrauliche Sprech- und Schreibart, als für eine höhere Gattung schickt. Eben dies ist auch gegen die Vorsylbe in *ver-sp a r e t*, und die Präposition *a u f* zu erinnern. Es ist ganz gemeine profaische Sprechart. Das *T h i e r* macht gleichfalls hier keine sonderlich poetische Figur; und dann diese *Zeit*! — Was für eine *Zeit* denn? Es war ja von gar keiner *Zeit*, sondern von einem Gotte die Rede gewesen. Man kann sich freilich endlich an den zum Gotte personificirten Lenz erinnern; allein wenn das auch geschiehet, so ist und bleibt es doch äußerst unschicklich, den Knall und Fall wieder eine *Zeit*, diese *Zeit* zu nennen. Alle diese Unschicklichkeiten sind hoffentlich in den schönen und wohl klingenden Zeilen:

Ihre Nektarfülle sparet
Liebe für die Blüthenzeit

vermieden. Bei dem Ausdrücke *Nektarfülle* muß ich noch Folgendes bemerken. Ein jüngerer Freund, dem ich die Nachtfeier nach ihrer Vollendung zur mög-

lichst strengen Durchprüfung übergeben hatte, meinte, man könnte bei der Nektarfülle an etwas denken, was das Zartgefühl beleidigte. Ich finde dieses im mindesten nicht, wiewohl ich gern zugebe, daß eine unreine Phantasie, so bald auch in der edelsten und göttlichsten Sprache von Liebe gedacht und geredet wird, leicht auf unreine Nebenvorstellungen geleitet werden könne. Ich erinnere mich noch gar wohl, daß rohe Gefellen, als sie von diesem meinen lieblichsten, süssesten und doch zugleich edelsten Frühlings- und Liebesgesange noch weiter nichts, als den Titel: Die Nachtfeier der Venus, vernommen hatten, sich etwas nicht viel Besseres, als eine besungene Bordell-Szene dachten.

Der 5. V., Wann das Laub ihr Nest umschattet, — ist zwar von anmuthigem Inhalte; allein er hat dennoch um des Bessern willen, und wegen der Unvollkommenheiten, die er nach sich zog, aufgegeben werden müssen. Denn ein Mahl hatte der Gedanke dadurch, daß bloß das Paaren der Vögel, eines kleinen Theiles lebendiger, der

Liebe fähiger Geschöpfe angeführt war, nicht, — wie soll ich es nennen? — nicht Enumeration, nicht Amplification genug, um mit dem recapitulirenden Epiphonema der etwas hyperbolischen, mithin unwahren Totalität:

Was da lebet, das begattet

Um die Zeit der Blüthe sich

beschlossen werden zu können. Ich nahm in diesem grossen Kopfe auf einem ziemlich dünnen und hageren Rumpfe einen Mißstand wahr, der schwerlich auch dem aufmerksamen Leser entgehen kann. Daher darf ich mir auch wohl schmeicheln, daß die neu hinzu gekommene Erweiterung:

Was auf Erden, was in Lüften

Lebensodem in sich hegt,

Wird von frischen Würzedüften

Zum Verlangen aufgeregt

nicht unzweckmäfsig und überflüssig werde befunden werden. Auf dieser Unterlage fusset auch die edle, die Grenzen der Natur und Wahrheit nicht so sehr überschreitende Steigerung:

Selbst die Sehnsucht, die erkaltet,

Die erstorben war, entglüht,

weit besser, als jene hyperbolische Totalität:

Was da lebet, das begattet, —

Hiernächst zweitens kam mir in der vorigen Leseart die Idee des Paarens schon bei der zweiten Erwähnung, geschweige denn vollends zum dritten Mahle in dem begatten, viel zu oft vor. Auch schien drittens das begatten, wenn gleich nur leise, das Zartgefühl zu streifen. Endlich und viertens war mir der so genannte reiche Reim, — sich auf sich, — zuwider, der meinem Ohre dadurch noch unangenehmer wurde, daß dieses unbedeutende, klanglose sich so weit von seinen Zeitwörtern paaret und begattet, worauf es sich beziehet, getrennt, zwei Mahl an das Ende des Verses, mithin jedes Mahl an die klangbedürftigste Stelle geschleppt worden war — Wenn man alles dieses erwäget, und an ästhetischer Urtheilskraft nicht gänzlich verwahrloset ist, so wird man hoffentlich eingestehen, daß die neue Umbildung weit edler, schöner, reicher und wohl klingender sey, als die alte ärmliche Lese-

art, und dafs sonderlich das süsse melodische Tonspiel der letzten Zeilen:

Wann die Knospe sich entfaltet,

Wann die Hyacinthe blüht.

im Deutschen kaum übertroffen werden könne. Man wird aber auch zugleich bedauern müssen, dafs die höchste und reinste Sonorität eines Deutschen Verses sich selten anders, als durch Beihülfe eines fremden Wortes erreichen lasse. Ausser ihrem Wohlklange und der Anmuth ihres Inhaltes haben diese letzten Zeilen vor dem aufgegebenen:

Wann das Laub ihr Nest umschattet,
auch noch den Vorzug, dafs sie weit klärer und bestimmter ausdrücken, was sie ausdrücken sollen, nämlich die Zeit, worin die Liebe so grosse Wirkungen äufsert. Das Laub umschattet die Nester vom Frühlinge an bis in den Herbst, und doch paaren sich diese ganze Zeit über nicht die Vögel. Man mußte sich also erst etwas hinzudenken, z. B. wann das junge, — das erste Laub ihr Nest umschattet, oder etwas dem Ähnliches, welches doch immer die Zumuthung einer unvollkommenen Darstellung war.

III.

1. A.

Schauet! Freudiger und röther
 Bricht des Tages Morgen an,
 Als im Anbeginn, da Äther
 4. Mutter Tellus lieb gewann;
 Da ihr Schoofs von ihrem Gatten
 Floren und den Lenz empfing,
 Und des ersten Haines Schatten
 8. Um die Neugebornen hing.

2. A.

Wonneseiger und röther
 Bricht uns dieser Morgen an,
 Als der Bräutliche, da Äther
 4.
 Da ihr Schoofs vom Himmelsatten

 8.

R. hat die Leseart der 1. A.

Das schauet! schien mir, ich weifs
 kaum selbst warum, etwas Mattes und
 Ungehöriges zu haben. Vielleicht, weil
 nach meinem Gefühle alle Imperative,

wenn sie durch das tonlose Flexions.e in zwei und mehr Sylben da aus einander gezerrt werden, wo es ohne Härte vermieden werden kann, eine gewisse Schlaffheit bekommen, die dem Imperative nicht geziemen will. Ich mußs freilich redet! reitet! u. w. sagen; allein in andern Fällen sage ich doch fast lieber: Sprech, so viel ihr wollt! — Jagt, was ihr jagen könnt! denn in sprechet! und jaget! scheint mir das Aufgeboth merklich zu erschlaffen.

Nun war wohl schon ein Aufgeboth zum Schauen in der obigen Stelle eben nicht erforderlich, da bloß eine in dem schauenden und hier redenden Subjecte verweilende Bemerkung verlautbart werden soll, die sich allenfalls mit einem Ausrufe des Affectes, z. B. einem Ha! — oder Fya! wenn das hier edel genug wäre, — hätte äußern können. Wäre aber auch das Aufgeboth zum Schauen nicht müßig, so dürfte doch wohl ein straffes schaut! dem schlaffen schauet! vorzuziehen seyn.

Die erste Veränderung dieses Verses in Wonneseeliger und rötherschafter zwar das mißfällige Schauet! weg;

allein durch *feliger* wurde ein prosodischer Fehler, der auch schon in *freudiger* lag, da beide Wörter reine Dactylen, - u u, sind, nicht gehoben. Auch hat die Zusammensetzung in *wonnefeliger* ein etwas tautologisches Ansehen, indem die im Sinne gehabte Bedeutung, wonach *wonnefeliger* so viel als *wonnereicher* heißen sollte, etwas dunkel seyn und nicht sogleich einleuchten möchte. Besser, glaube ich, ist also die neue Leseart:

Heller, goldner, rosenröther —
 lauter Beiwörter, die das Bild des Morgens bestimmt, schön und glänzend ausmalen! — Anstatt des Tages *Morgen V. 2.* mußte nothwendig das demonstrative *dieser Morgen* stehen, damit es sogleich klar würde, was für ein Morgen gemeint sey, nämlich der, von welchem im Kehrreime die Rede ist, und welchem die Singenden entgegen sehen. — In dem folgenden: Als im *Anbeginn*, ist der Ausdruck offenbar mangelhaft, und führt auf einen ganz falschen Sinn. Wie? Ist denn eben dieser Morgen, dem die Singenden jetzt entgegen

sehen, schon im Anbeginn, da Äther Mutter Tellus lieb gewann, angebrochen? Nein! Dieser, der schon der Zeit nach von jenem verschieden ist, zeichnet sich auch noch durch eine weit größere Pracht vor demselben aus. Das: Als im An b e g i n n, wurde daher schon in der zweiten Auflage in: Als der Bräutliche verwandelt. Ein überaus passlicher Begriff, wenn ihm nur nicht die dactylische Beschaffenheit des Ausdruckes abermahls den gerechten Abschied hätte zuziehen müssen. Der neueste: Als das erste Licht, ersetzt seine Stelle auf das vollkommenste, ohne den mindesten Vorwurf.

Irre ich, oder spielt V. 5. das Pronomen Possessivum in ihrem Gatten in der That eine ziemlich müßige, matte und unpoetische Rolle? — Woher das? Vielleicht weil kaum vorher eben dasselbe Possessivum den Schoofs bestimmte, und daher ein Gleichklang entsteht? — Vielleicht! — Mehr aber doch wohl um desswillen, weil der kaum erwähnte Gatte, der Äther, den bestimmten, nach ihm hinweisenden, individualisirenden Artikel,

und, wenn ich recht fühle, ein ästhetisches, ihn noch mehr hervor hebendes, characterisirendes Beiwort verlangt. Das: von ihrem Gatten, könnte leicht auch noch auf einen Andern, der ihr Gatte gewesen wäre, hinweisen, und den Äther bloß zum Liebhaber und zu weiter nichts machen. Wenigstens schließt dieß ihrem einen Dritten als Gatten gar nicht aus. Ich setzte daher in der 2. A. Als ihr Schoofs vom Himmels gatten. Allein bald fühlte ich, was für ein entsetzlich von Tönen vollgestopfter, und daher sehr schwerfällig sich fort bewegendes Vers dadurch entstand. Die Zusammenziehung des von dem in vom war hier auch nichts weniger, als zweckmäßig. Der Gang des Verses mußte also nothwendig erleichtert werden; und dieß konnte sehr schicklich durch Hinwegwerfung des sehr entbehrlichen Schoofs geschehen. Denn es versteht sich wohl von selbst, daß die Kinder nirgend anders, als im Schoofse empfangen werden. Auf diese Weise wurde Raum für das nothwendige von dem gewonnen. Aber auch

die Zusammensetzung in H i m m e l s g a t t e n ist dunkel, und wenn ich recht angeben sollte, was sie sagen soll, so würde ich in Verlegenheit seyn. Ich wollte erst h o h e n G a t t e n setzen; allein das erinnert an die hohen Häupter im diplomatischen Styl. Jeder Ausdruck aber, dessen sich dieser und der Kanzellei-Styl bemächtigen und zu häufig bedienen, ist für die Poesie beinahe verloren. Das gewählte alte Wort h e h r scheint das einzige treffende für den Äther zu seyn, welches sich durch ein anderes so leicht nicht ersetzen lassen dürfte. V. 7. ist des e r s t e n H a i n e s S c h a t t e n in den e r s t e n M a i e n s c h a t t e n verwandelt, um die mehrmahligen Erwähnungen des Haines in der Nachtfeier zu vermindern. — Der seltnere Ausdruck N e u g e b o r n e V. 8. mag zwar stattlicher klingen, als der so gewöhnliche anspruchslose die s c h ö n s t e n K i n d e r, und ein poetischer Schalenbeißer möchte meinen, Wunder was er daran verloren hätte. Allein er hat daran weiter nichts verloren, als eine ganz leere Schale; oder wenn et-

was darin ist, so ist es eher Würmerunrath, als sonst etwas Gutes. Der Ausdruck sagt im Grunde nichts, weil er Alles sagt. Neu geboren ist Alles, was vor kurzen aus Mutterleibe hervor gegangen ist, es mag auch übrigens beschaffen seyn, wie es will. Wohl aber sagen die schönsten Kinder etwas, und zwar etwas ästhetisch Gutes. Die Phantasie wird dadurch von allem ästhetisch Schlechten, das ihr bei den bloß Neugeborenen vorschweben könnte, hinweg, und auf ein anmuthiges Bild hingeleitet.

Noch muß ich bemerken, daß die Reime r ö t h e r und Ä t h e r zwar nicht zu den allerreinsten, aber doch gewiß, unter den verzeihlichen Reimen unserer Poesie, welche sich unsere feinhörigsten Dichter erlauben, zu den verzeihlichsten gehören. Sollte es irgend einem Gimpel, der die Reime nicht mit den Ohren, sondern mit den Augen beurtheilt, anders vorkommen, so muß ich ihn erinnern, daß Äther nicht etwa wie Thäter oder Verräther, sondern gewöhnlich, wie etwa Peter ausgesprochen wird. Wenn

nun der Declamator bei Aussprechung des
r ö t h e r den Mund nicht gerade bis zur
Grimasse ründet, so wird der Unterschied
der Töne kaum merkbar seyn.

IV.

1. A.

Als der erste Frühling blühte,
Wand, erzeugt aus Kronus Blut,
Göttinn Venus Aphrodite,
4. Bei gelinder Wogenfluth,
Sich allmählig aus des grauen
Oceans verborgnem Schoofs,
Angeshaunet von den blauen
8. Wasserungeheuern, los.

2. A.

.
.
Wand sich Venus Aphrodite
4.
Wunderlieblich aus des grauen
. . . geheimen . . .
.
8.

R. hat diesen Abschnitt so umgeändert :

Als der erste Frühling blühte,
 Wand aus stiller Wasserfluth,
 Wand sich Venus Aphrodite,
 Cälus allerreinste Blut,
 Langsam aus des silbergrauen
 Oceans geheimen Schoofs, u. w.
 wie oben.

Zu der vorzüglich schönen, genialischen Umbildung und Erweiterung dieser sowohl bei mir, als bei Ramler äußerst schlechten und fehlerhaften Stelle haben folgende einzelne triftige Ursachen Anlaß gegeben.

Zuförderst dürfte es doch wohl ungeschicklich seyn, daß V. 1. von dem Blühen des Frühlings in eigentlicher Bedeutung, und vollends gar von dem Blühen eines ersten Frühlings, der also auf mehrere folgende seines gleichen hinweist, die Rede ist; da er doch kaum vorher unter dem gleich bedeutenden Namen des Lenzes personificirt und individualisirt worden war. Hätte der Dichter etwa gesagt: Als der Lenz die Flur, —

die Natur — zum ersten Mahle blühen hiefs, oder etwas dem Ähnliches, so fiel jenes Bedenken weg, und der Gedanke hätte seinen gehörigen Bestand. Aber diesen kaum personificirten Lenz, oder Frühling selbst durfte der Dichter, ohne eine fehlerhafte Anakoluthie, ohne eine der Einheit widersprechende Vermischung der tropischen und eigentlichen Bedeutungen, nicht blühen lassen, viel weniger durfte er ihn, den personificirten, individualisirten Gegenstand, zu einem ersten machen. Gesetzt aber, diese Rüge wäre zu scharf, welches ich doch wahrlich nicht glaube, da, wenn ein Schriftsteller, Prosaist oder Dichter, classisch seyn will, die Genauigkeit in Ausbildung sowohl des Gedanken- und Phantasiestoffes, als auch der Form nie weit genug getrieben werden kann, so waren doch blühte und Aphrodite nicht die besten Reime. Sollte aber auch dieser Fehler eine verzeihliche Kleinigkeit seyn, wiewohl er es für einen Kanon kaum seyn darf, so ist es doch gewiss nicht der 2. V. bei mir, und noch viel weniger der 4. bei Hrn. Ramler. Ich habe mir freilich den mytholo-

gischen Schnitzer in Kronus vorzuwerfen, den Hr. R. ganz richtig in Cälus verbessert hat; allein den höchst undelicateu, empörenden Umstand, der die Entstehung der Venus laut der Fabel veranlasste, welcher durch meinen Ausdruck, erzeugt aus Kronus, oder vielmehr Cälus Blut, der Phantasie so fern entrückt blieb, daß er kaum bemerkt werden zu können schien, diesen Umstand hat Hr. R. durch seine Apposition, Cälus allerreinstes Blut, und sonderlich durch den vermittelt des aller aufgedunsenen Superlativ so nahe vor die Phantasie gebracht, daß er den Augen derselben unmöglich entgehen kann. Dieser Superlativ hat nicht sowohl das Ansehen eines ästhetischen Epithets, als vielmehr eines logischen Bestimmungswortes, so daß der Geist nicht mehr umhin kann, seine Aufmerksamkeit auf die Ursache dieser so ängstlichen, pünctlichen physiologischen Bestimmung hinzulenken. Und wann er das thut, worauf stößt er alsdann in Cälus allerreinstem Blute? Wahrlich auf nichts Ästhetisches.

Bürger's Schriften. VI. B. (12)

Ob sich die Beiwörter *g e l i n d e* und *s t i l l* zur *W o g e n f l u t h* schicken, daran dürfte ebenfalls zu zweifeln seyn. Eine *W o g e n f l u t h* scheint vielmehr eine heftige starke Bewegung der Wogen zu bezeichnen. Doch dieß möchte allenfalls noch hingehen; aber unmöglich hingehen kann es, daß der Dichter einem männlichen Wesen, dem Ocean, einen Schoofs beilegt, welchem sich die Liebesgöttinn entwindet. Besser geschieht dieses aus einem weiblichen, aus *Amphitrite's* Schoofse. — Der Ausdruck, *Göttinn Venus Aphrodite*, V. 3. der 1. A. klingt ungefähr eben so poetisch, als der Professor Bürger in Göttingen. Das zweimahlige *w a n d* in der 2. A. taugt ebenfalls nichts. Womit verdient denn die Vorstellung des Loswindens diese Wiederholung? Sie geschah lediglich, um den Vers ohne Mühe zu füllen. Das ist aber ein armseliger Behelf eines faulen Versificators. Die Beiwörter des Schoofses, *g e h e i m e n*, *v e r b o r g n e m*, waren sehr müßig und entbehrlich. Was kommt denn hier auf die Vorstellungen der Heimlichkeit und Verborgenheit an? Nichts,

gar nichts! Der Schoofs des Oceans ist freilich geheim und verborgen; allein geheim oder offenbar, auf Venus Geburt hat das nicht den mindesten Einfluß. Jedes andere diesen Schoofs characterisirende Beiwort hätte eben so gut hier stehen können; und wenn so etwas Statt findet, so werden die Beiwörter zu Lückenbüßern.

Die des Reimes wegen von ihren Substantiven durch die folgenden Verse abgerissenen Beiwörter *g r a u e n* und *b l a u e n* verursachen einen Fehler, der nur höchst selten *v e r z i e h e n*, niemahls aber *g u t g e h e i s s e n* werden sollte. In der Reihe der durch Wörter bezeichneten Vorstellungen gibt es einige, die durch keinerlei Art von Pause, selbst nicht durch die kleinste, ohne Übelstand getrennt werden können. Dahin gehören vornämlich die Substantive mit ihren Bestimmungs-
wörtern, die der Verstand auf das engste mit einander verbindet. Nun verlangt aber das Ohr nach jedem durchlaufenen Rhythmus seine Pause; und gesetzt, daß es seiner Forderung vergessen könnte, so würde es doch durch den Anklang des Reimes daran erinnert werden. Diese Pau-

sen muß dem Ohre der Verstand entweder von selbst darbiethen, oder wenigstens aus Nachsicht bewilligen, wo er sich allenfalls eine kleine Trennung der Vorstellungen gefallen lassen kann; keinesweges aber darf sie das Ohr dem Verstande abzwängen. Nun kann und wird der Verstand niemahls bewilligen, daß ein von ihm innigst verbundenes Ganzes getrennt werde, dergleichen das Substantiv mit seinen Bestimmungswörtern, nämlich dem Artikel, dem Pronomen, dem Zahlworte und dem Adjective ausmacht.

Erlaubt und verzeihlich sind jedoch dergleichen Trennungen in einigen Fällen. Sie sind erlaubt, wenn mehrere Adjective einem Substantive zur Bestimmung dienen. Denn alsdann fallen zwischen die ersten von ihnen kleine Verstandespausen, und mit einem Adjectiv, nach welchem eine solche Pause eintritt, kann man den Vers allenfalls wohl schließen, und den folgenden Vers mit den noch übrigen Adjectiven, niemahls aber unmittelbar mit dem Substantiv anfangen. Das Letzte ist gleichwohl in dem obigen Abschnitte V. 6.

mit Ocean und V. 8. mit Wasserungeheuern auf eine unangenehme und verwerfliche Weise geschehen. — Verzeihlich möchte übrigens die Trennung alsdann seyn, wann man ohne sie, nicht etwa bloß einen neuen, seltenen, schönen Reim, (denn so viel ist solcher wohl schwerlich werth,) sondern mit dem Reime auch einen schönen Gedanken schlechterdings aufgeben müßte. Aber dieser müßte doch sehr vortrefflich seyn. Denn man erkaufte ihn doch immer durch einen Fehler; und überwiegt die Schönheit nicht diesen Fehler sehr merklich, so verbannt man lieber beide, und sieht sich nach andern Schönheiten um, bei denen man keine Fehler mit in den Kauf zu nehmen braucht. Dem wackern, rüstigen, seines Stoffes, seiner Sprache, seines Verses mächtigen Dichter muß dies fast niemahls unmöglich seyn.

In meiner obigen Stelle wird das Enjambement, wie es die Franzosen nennen, um so widerwärtiger, da es zwei Mal hinter einander vorkommt, und die beiden Beiwörter grauen und blaueu weder etwas vorzüglich Schönes in

ihrem Klange, noch auch, wenn man dieß etwa nicht einräumen will *), in ihrer Bedeutung haben. Ich habe schon vorhin zu erkennen gegeben, daß mir ein ästhetisches Beiwort alsdann müßig, oder doch ziemlich unbedeutend zu seyn scheine, wenn man es mit vielen andern ebenso gut ersetzen kann. Man überlege, ob dieß nicht der Fall mit den angeklagten sey. Sie verrathen zu sichtlich das Bedürfnis des Verses und des Reimes. Hrn. R. Zusammensetzung *silbergrauen* mißfällt mir noch mehr. In der poetischen Welt dürfte wohl weder das *Silbergrau*, noch das *Graue silbern* seyn; und wenn gleich hier und da von einem *silbergrauen Haar* die Rede ist, so bleibt doch immer noch die Frage, ob diese Zusammensetzung schicklich, und ob *silberweiß* nicht eine schönere Vorstellung sey. Dem sey indessen, wie ihm wolle, so fühlt es sich leicht,

*) Völker von feinen, für Wohlklang gebildeten Ohren scheinen von unsern vollen und breiten Diphthongen *au*, *eu*, *ei*, *ai* eben keine Freunde zu seyn.

dafs diese Bestimmung nur zur Ausfüllung des Verses hinzu gekommen sey.

Auch die Auseinanderzerrung in *a n g e s t a u n e t* V. 7. ist meinem Gefühle zuwider. Sie scheint mir den Vers schlaff zu machen, und dem Ausdrücke die Congruenz mit dem Begriffe zu nehmen. Da die Grammatik, ob sie gleich die Flexions-sylben zunächst in ihrer Vollständigkeit dargestellt wissen will, dennoch in vielen Fällen die Zusammenziehungen keinesweges verbiethet, sondern es dem Obre und dem Geschmacke des Redenden oder Schreibenden überläßt, nach Beschaffenheit der Umstände Gebrauch davon zu machen, so würde ich in dem gegenwärtigen Falle ausser dem Verse sicherlich *a n g e s t a u n t* gesetzt haben. Denn das neulich von dem Hrn. Barthels, einem sonst einsichtsvollen und gelehrten jungen Manne, in Vorschlag und, leider! auch sogleich in Ausübung gebrachte Mittel, unserer Sprache durch Einschiebung der längst ausgestossenen unbetonten Flexions - e Geschmeidigkeit und Wohlklang zu verschaffen, ist ein Einfall, womit Hr. Barthels

vermuthlich allein bleiben dürfte. Wir haben dieser schändlichen unbetonten e, denen auch Hr. Adelung das Wort redet, ohnehin schon so viele in unserer Sprache, dafs es vielmehr verdienstlich seyn würde, ihrer noch einen guten Theil wegzuschaffen. Es fehlt uns freilich gar sehr an Vocalen; und kann Hr. Barthels deren auch nur wenige andere, als unbetonte e, herbei schaffen, so soll er mir ein sehr grosser Apoll seyn. Hierzu scheint aber gar keine Aussicht, ja es scheint überhaupt nicht einmahl Hoffnung vorhanden zu seyn, dafs unsere Sprache einen nur einigermafsen beträchtlichen Grad der Geschmeidigkeit und des Wohlklanges, als sie jetzt hat, noch erlangen werde. Ein Schriftsteller und besonders ein Dichter von feinem Ohre kann freilich durch Auswahl und Stellung der Wörter ein Grosses leisten, allein die Wörter selbst und ihre Gestalt kann er doch nicht wider den Sprech- und Schreibgebrauch verändern, und wenn für einen nothwendigen Begriff gerade kein anderes, als ein in jeder Verbindung übel klingendes Wort vorhanden

ist, so muß er sich dessen bedienen, er mag sich auch sträuben, wie er will. Wenn ich gerade die Vorstelllung eines Seufzers brauche, was für ein Mittel bleibt mir übrig, dem schändlichsten Worte auszuweichen? Denn schändlich ist es doch offenbar, wenn man auch gleich keine *sospiri* oder *soupirs* daneben hält. Soll ich etwa ein unbetontes e einschieben, und Seufzer sagen? Nun wahrlich! damit möchte doch verzweifelt wenig gewonnen seyn.

Ein nicht unbeträchtliches Mittel, unserer Sprache mehr Leichtigkeit, Geschmeidigkeit und Wohlklang, durch Hinwegschaffung einiger harten Consonanten und Consonanten-Verbindungen, zu erwerben, wüßte ich allenfalls; und dieses würde darin bestehen, daß man der natürlichen Geneigtheit des gemeinen sich selbst überlassenen Sprechgebrauches, gewisse auffallende Härten zu vermeiden, durch die Schrift zu Hülfe zu kommen suchte. Alsdann müßte aber unsern Deutschen Sprachmeistern wenigstens auf hundert

Jahre hinaus Mund und Feder verbothen werden können, ohne daß man gleichwohl aufhörte, ästhetische Schriftwerke zu verfertigen. Diese Leute stiften neben dem wenigen Guten zugleich großes Unheil für die Vollkommenheit der Sprache. Wenn gleich die vernünftigsten und besten unter ihnen den ewig wahren und unläugbaren Satz anerkennen, daß nicht der Sprachlehrer, sondern der Sprachgebrauch Gesetzgeber sey, daß jener nicht für diesen die Gesetze zu machen, viel weniger sie ihm vorzuschreiben, sondern nur diejenigen bekannt zu machen habe, die der Sprachgebrauch für jetzt zu geben für gut befunden hat, so handeln sie doch fast alle ohne Ausnahme darin sehr folgewidrig, daß sie den Sprachgebrauch gleichsam zu nöthigen suchen, bei seinen einmahl gegebenen Gesetzen auf immer zu beharren, vielleicht bloß, damit ihre Sprachlehren nicht unbrauchbar werden. Das ist gerade eben so viel, als wenn ein Rechtslehrer, der irgend ein Landrecht in ein Lehrbuch bringet, welches er zwar aus den für jetzt bestehenden Landesverordnungen zu schöpfen sich für verbun-

den erachtet, gleichwohl sich herausnehmen wollte, dem höchsten, von seiner Wenigkeit ganz unabhängigen Gesetzgeber zuzumuthen, daß er seine Verordnungen ewig unverändert lasse, damit nur sein Büchlein kübsch im Gange bleibe. Eine höchst unverschämte Zumuthung! Gleichwohl machen unsere Sprachlehrer sich ihrer bald mehr, bald weniger schuldig. Sie wissen, daß eine lebendige Sprache beständig sich verändert; sie haben *quoad praeteritum* nicht das mindeste dawider; sie richten ihre grammaticalischen Regeln hiernach ein, und erklären aus der ganzen Reihe von Veränderungen, die der Sprachgebrauch mit einem Worte, oder einer Wortform vorgenommen hat, gerade die letzte, wobei er noch gegenwärtig beharrt, für richtig. Was ist z. B. richtiger, Mädchen, oder Mägdchen? Kein heutiger vernünftiger Sprachlehrer wird läugnen, daß man lieber Mädchen, als Mägdchen sagen und schreiben müsse, ob dieses gleich ehemals richtiger war. Und warum? Weil es der Gebrauch so verordnet, welchem Mädchen mit Recht besser klinget, als Mägdchen.

Es gab eine Zeit, da wohl Jedermann Jungfrau sagte und schrieb; damahls war Jungfrau allein und ausschliesslich, jetzt ist aber auch Jungfer recht, und jenes ist nur für die höhern und feierlichen Gattungen des Ausdrucks noch im Gange. Was ehemals vielleicht durchgängig Knopflauch hiefs, heisst jetzt mit grösserm Rechte Knoblauch. Man liest jetzt nur höchst selten noch eilf, und hören thut man es fast gar nicht, sondern elf. Und so ist es mit unzähligen andern Wörtern ergangen. Nach wessen Vorschrift sind sie verändert? Wahrlich nicht nach der Vorschrift irgend eines Sprachlehrers, sondern des Sprachgebrauches, welchem jener Ehrfurcht und Gehorsam schuldig ist. Zuverlässig räumen dieses vernünftige Sprachlehrer ein; aber warum verwehren denn nun eben diese vernünftigen Herren dem Sprachgebrauche, *quoad futurum* noch ähnliche Veränderungen vorzunehmen? Was untersteht sich denn ein insequenter Mensch, es zu tadeln, wenn Jemand z. B. dem harten ohrfolternden fordern das weichere wohl klingendere fodern vorziehet, wie

ich allerdings gefunden habe? Würde er nicht vollends wie ein Befessener schreiben, wenn Jemand, einer überaus merklichen Neigung des Hochdeutschen Redebrauches gemäß, für K o p f — K o p p, für k l o p f e n — k l o p p e n, für P f r o p f — P r o p p, für P f l a n z e — F l a n z e, für n i c h t — n i c h, u. w. zu schreiben anfinge? Und doch muß wohl etwas Ähnliches ehemals ohne alles Geschrei Statt gefunden haben, weil wir sonst sehr viele harte Töne der ältern Sprache noch jetzt aussprechen und schreiben müßten. Schrie nun der unsinnige Mensch nicht so scheußlich, so ist Hundert gegen Eins zu wetten, daß in noch nicht hundert Jahren die abscheulichsten aller Töne, wie z. B. p f ganz und gar aus unserer Sprache, zu ihrem sehr großen Gewinne, verbannt seyn würden. Wahrlich, es ist ein höchst erbarmenswürdiger Anblick, zu sehen, wie krampfhaft ein solcher Grammatiker oft das Elendeste, was er einmahl in den Fäusten hat, umklammert, um es durchaus nicht fahren zu lassen, recht wie gewisse Christen, die sich lieber todt schlagen, als den Teufel

nehmen ließen. Das Schlimmste hierbei ist, daß so leicht eine gewisse phantastische Sprachphilosophie, wie etwa die weiland Morizische, bei der Hand ist, die auch den abscheulichsten Abscheulichkeiten oft auf eine sehr täuschende Weise das Wort zu reden versteht.

Manche, wenn gleich nicht alle, ja nicht einmahl die meisten alten Wörter und Wortformen, haben sowohl in Ansehung der Bedeutung, als auch des Klanges offenbare Vorzüge vor den neuern. Wagt es nun Jemand, dergleichen wieder herzustellen, so ist er immer in Gefahr, daß ihm irgend ein solcher grammatischer Ziegenbock entgegen meckert. Wir sagen jetzt von *Thal* in der Mehrheit die *Thäler*; ehemals sagte man unendlich wohl klingender die *Thale*. Man versuche es nur, und schiebe im folgenden Verse von *Stollberg*:

In deinen Wonnethalen, Elysium —
den alten *Thalen* die neuen *Thäler*
unter! Der müßte doch ein arges Fell vor
den Ohren haben, der diese jenen vor-
ziehen wollte. Gleichwohl habe ich ge-
funden, daß die *Thale* statt der *Thä-*

ler in Recensionen bemeckert worden sind. Sollte man darüber nicht ungeduldig werden? Ist denn das recht, ihr Herren? —

Ich weiß freilich wohl, was ihr dagegen einwenden werdet. Ihr werdet sagen: Was dieser oder jener Einzelne, oder was einige Wenige aufbringen, ist noch nicht Sprachgebrauch, und deswegen haben wir ein Recht, uns dagegen zu erheben. — Aber ich bitte euch, wie soll denn jemahls auch die vernünftigste und geschmackvollste Veränderung empor kommen, wenn ihr immer mit der erhobenen grammatischen Keule bereit stehet, sie todt zu schlagen, so bald sie sich nur blicken läßt? Laßt sie doch ruhig ihr Heil versuchen! Vielleicht findet sie Gnade vor den Augen und den Ohren eines vernünftigen und geschmackvollen Sprachgebrauches. Ist sie nicht werth, angenommen zu werden, so wird sie bald von selbst ganz unschädlich wieder verschwinden, ohne daß es eurer Keule bedarf; da hingegen eure Keule so viel Gutes zurück schreckt, daß man es nur eurer Achtlosigkeit verdanken muß, wenn sich

dennoch hier und da etwas durchschleicht. Was habt ihr denn wohl für Vorstellungen von dem Entstehen des Sprachgebrauches und seiner Veränderungen? Etwa eben so seltsame, als Adelung, wenn er den Schriftstellern die vorzüglichsten Verdienste um die Sprache abspricht? Wenn dieses ist, so muß ich, da ich doch einmahl von meinem Ziele abgeschweift bin, noch ein Wort weiter hierüber reden. Adelung sagt in seinem Buche über den Styl, einem Werke, welches für die ästhetischen Gattungen des Vortrags, eben so grossen Schaden, als für die logischen Vortheil zu stiften im Stande ist, mit dürren Worten: 'Die Verdienste des Schriftstellers um die Sprache bestehen weder im Erfinden noch Ausbilden, sondern bloß in einer grössern Reinigkeit, und in einer sorgfältigern Auswahl, als der flüchtige und schnell vorübergehende Ausdruck in den meisten Fällen gestattet.' Die Gründe, womit er diese Behauptung unterstützt, scheinen sehr unzulänglich zu seyn, und keinesweges das zu erweisen, was sie erweisen sollen. Er sagt: Sprache ist das gemeinschaftliche Eigenthum der ganzen Gesellschaft. Sie folgt

dem jedesmahligen Grade des Geschmacks und der klaren Vorstellungsort im Ganzen. Jedes einzelne Mitglied der Gesellschaft muß sich also dem jedesmahligen Zustande seiner Sprache gemäß ausdrücken, wenn es anders verstanden, oder gern gehört, gern gelesen seyn will. Nun sind aber die Schriftsteller nur einzelne Glieder der Gesellschaft; also müssen sie sich dem jedesmahligen Zustande der Sprache gemäß ausdrücken. Sie dürfen also nicht schaffen und nicht ausbilden.

Was liesse sich nicht Alles hiergegen sagen? Dafs man nicht sein eigenes kauderwelsches Deutsch reden und schreiben dürfe, wenn man anders verstanden und gern vernommen seyn will, das versteht sich von selbst. Aber gleichwohl liegt es am Tage, jede lebendige Sprache verändert sich von Jahr zu Jahr. Das wird schon nach manchem Jahrzehend merklich; noch merklicher aber nach Jahrhunderten. Wie ganz anders ist unser heutiges Hochdeutsch, als das zu Luther's Zeiten! — Nun, wo sind denn diese Veränderungen herge-

kommen? Nach A. Vorstellungsart hat sie der jedesmahlige Grad des Geschmacks und der klaren Vorstellungsart des ganzen Volkes hervor gebracht. Allein heißt denn das wohl etwas anders gesagt, als: Die gesammte Hochdeutsche Gesellschaft hat jede einzelne Veränderung einstimmig und aus voller Kehle sich zugeschrieben? Welche Behauptung! — Die Sache verhält sich aber unstreitig ganz anders. Eine jede Sprachveränderung muß sich ursprünglich von einem einzelnen Menschen, dieser sey wer er wolle, herschreiben. Dieser Einzelne gibt gleichsam den Ton an. Hernach aber kommt es, nicht etwa auf einen Grammatiker, sondern auf die klare Vorstellungsart und den Geschmack des größten Theils der Gesellschaft an, zu entscheiden, ob ein solcher neuer Ton verständlich und behaglich sey, oder nicht. Im ersten Falle wird die Neuigkeit ihr Glück machen, und geschwinde durch das ganze Volk gangbar werden; in dem andern aber wird das Gegentheil erfolgen. Die einzelnen Urheber solcher Veränderungen, und das erste Entstehen dieser, werden

Freilich höchst selten bemerkt. Ehe man sich's verliest, sind sie da; sie sind gangbar durch das ganze Volk, nicht anders, als ob das ganze Volk einstimmig sie hervor gebracht hätte.

Dieses Entstehen der Sprachveränderungen dürfte Adelung wohl nicht im Stande seyn, abzuläugnen; allein er wird weiter sagen: Gut! Hierzu bedarf es aber nicht eben eines Schriftstellers. Dazu gehört nur ein Mann von einem solchen Grade der klaren Vorstellungsart und des Geschmacks, der mit der Vorstellungsart und dem Geschmacke der ganzen Nation im Gleichgewichte stehet. Ein solcher hat eben so viel Recht, die Sprache zu bereichern und auszubilden, als der Schriftsteller. — Ich antworte: Was das Recht betrifft, so bin ich vollkommen damit einverstanden. Hier ist aber nicht die Rede von dem Rechte, sondern davon, wer öfter, wer allgemeiner, wer mit glücklicherm Erfolge für Bereicherung und Ausbildung der Sprache wirken kann, und in der That auch wirkt. Da fällt nun, wie mir dünkt, offenbar das Übergewicht auf die Seite des Schriftstellers. Denn ein Mahl

wird billig voraus gesetzt, daß der gute Schriftsteller mehr Kenntniß und Geschmack habe, daß er seiner Sprache weit mächtiger sey, als der groſſe Haufe der Übrigen, selbst aus den obern Volks-Claffen. Er wird bei längerer Muse schärfer nachdenken und beurtheilen können, ob und wo die schon vorhandene Sprache mit ihren Ausdrücken und Wendungen hinreichend, oder ob und wo es nöthig sey, Veränderungen zu wagen. Wenn nun ein solcher endlich etwas Neues wagt, so wird das dem Genius der Sprache, und dem wahren Bedürfnisse weit angemessener seyn, als wenn eben daselbe etwa ein Anderer im flüchtigen mündlichen Ausdrucke thut. Hiernächst wird auch der denkende Kopf, der Mann von weiterm Ideen- und Empfindungskreise, wenn er schreibt, weit öfter als der Alltagsplauderer das Bedürfnis fühlen, die Sprache nach dem Inhalte seiner Gedanken und Empfindungen umzumodeln. Voraus gesetzt nun, daß er hierin als ein Mann von Verstand und Geschmack verfährt, daß er interessante Sachen schreibt, daß er bei dem Publicum beliebt ist, und also häufig durch

die ganze Nation gelesen wird, so werden seine Veränderungen und Verbesserungen des Ausdrucks weit schneller und allgemeiner in den Gang kommen, werden viel dauerhafter seyn und bleiben, als wenn eben dieselben von einem Andern, der nicht Schriftsteller ist, im mündlichen Umgange angegeben würden. Wenn z. B. ein beliebter und häufig gelesener Dichter in einem guten Gedichte ein glückliches neues Wort, eine neue Form, eine neue Wendung gebraucht, wie weit geschwinder wird das Alles allgemein werden und sich der ganzen Sprache einverleiben, als wenn eben dasselbe etwa in den obern Volks-Claffen irgend einer Provinz, wo keine Schriftsteller sind, aufgekommen wäre! Wie viele Jahre könnten hingehen, ehe dergleichen nur in dieser Provinz, geschweige denn in den übrigen allgemein würde! — Man findet daher überall, daß eine Sprache nur alsdann erst recht erweitert, verfeinert und ausgebildet wird, wann recht viele Schriftwerke darin abgefaßt werden. Wäre seit Luther's Zeiten unsere Schriftstellerei in einen Stillstand gerathen, oder hätten alle Schriftsteller seit

Luther's Zeiten Adelung's Theorie befolgt, hätten sie sich zur Einkleidung ihrer Gedanken der Sprache schlechterdings nicht anders bedient, als etwa die obern Volks-Classen in Obersachsen sie lieferten, hätten sie höchstens darunter nur ausgewählt, keinesweges aber neue Wörter, neue Wortformen, neue Verbindungsarten eingeführt, hätten sie also nicht in der That erfunden und ausgebildet, würde unsere Sprache alsdann wohl die Stufe ihrer gegenwärtigen Vollkommenheit ersiegen haben? Das könnte wohl nur ein Haberecht behaupten, mit welchem sich gar nicht vernünftig streiten liesse.

Also haben ganz unfreitig die Schriftsteller einen überaus grossen, ja den grössten Antheil an der Bereicherung und Ausbildung der Sprache. Nur müssen nicht immer herrschlüchtige Sprachmeister mit Keulen vor sie hintreten. Auch dürfen eben so wenig die Schriftsteller nach unumschränkter Willkür hierin verfahren; sondern sie müssen sich in ihren Ableitungen und Zusammensetzungen neuer Wörter, in ihren Verbindungsarten und Wendungen nach dem Genius der Sprache richten. Sie müssen

das höchste Sprech- und Schreibgesetz, möglichst leichte und wohlgefällige Verständlichkeit, vor Augen haben. Wenn sie aber dieses beobachten, so brauchen sie bei irgend einer Neuerung gar nicht zu fragen: Hat schon irgend Jemand so gesprochen und geschrieben? Sondern sie fragen nur: Kann man dem Genius der Sprache gemäß so sagen? Ist es nützlich, ist es nothwendig, sich so auszudrücken? Oder bleibt man lieber bei dem schon vorhandenen Gangbaren? — Nun, daß Jedermann von Verstand und Geschmack gleiches Recht hierin mit dem Schriftsteller habe, das wird kein vernünftiger und billiger Mensch läugnen. Daß aber der allgemein beliebte und gelesene Schriftsteller von Verstand und Geschmack weit öfter Gelegenheit habe, dieses mit glücklicherm Erfolge zu thun, das ist wohl eben so unläugbar. Es geschieht so auch wirklich. Wohl gerathene Neuerungen der Schriftsteller machen in kurzer Zeit ihr Glück, Trotz allem anfänglichen Geschrei pedantischer Sprachmeister. Es würde aber noch besser gehen, wenn nicht so viel geschrieben würde.

Besser? Ha, auch in vielen Stücken noch schlechter! kann man mir einwerfen. Ja, wenn jeder Schriftsteller so viel Verstand und Geschmack hätte, als er zu haben sich einbildet, so möchte man sie nur schalten und walten lassen. Da aber Superklugheit und Verbesserungskitzel oft zu den tollsten Einfällen verleiten, so müssen Sprach-Fiscäle vorhanden seyn, deren Anklagen dem besorglichen Unwesen steuern.

V.

KRITISCHE ANMERKUNGEN

ZU EINIGEN

GEDICHTEN *).

I. DES SCHÄFERS LIEBESWERBUNG.

(I. Theil, 213. Seite.)

Alte Ausgabe. Komm, biß mein Lieb-
chen, biß mein Weib!

Neue A. Komm, sey mein Lieb-
chen, sey mein Weib!

Wozu hier die veraltete Form? Wird das mindeste dadurch gewonnen? Ich sehe nichts. Für nichts und wider nichts veraltete Ausdrücke hervor hoblen, ist und bleibt immer ein Fehler.

*) Aus der Handschrift.

D. H.

Bürger's Schriften, VI. B. (13)

A. A. Rund um die Heerden weiden sehn.
 N. A. Die Herden um uns weiden sehn *).

In der Verbesserung hat der Vers mehr logische Vollständigkeit und Klarheit. In der alten Leseart fehlte rund um uns her. Der neue Vers hat auch einen leichtern Gang. Der Sylbenzwang in rund, das lang seyn sollte, und kurz gebraucht worden, ist vermieden.

A. A. Den Balsam blühender Natur.
 N. A. Den Duft der blühenden Natur.

Vom Balsam, als einer Flüssigkeit, kann man ohne nähere Bestimmung nicht sagen, das man ihn athme. Man könnte dieß nur von seinem Duft sagen. — Blühender Natur heißt einer blühenden Natur. Man sieht, das hier der bestimmte Artikel stehen mußte.

A. L. Ist Liebchen müde, bett' ich's gleich
 Auf Moos und Thymiänchen weich.
 N. L. Ich bett' es, kommt ein Schlaf
 ihm an,
 Auf weiches Moos und Thymian.

*) Nach der ersten Veränderung:
 Umher die Herden weiden sehn.
 D. H.

Das Thymiänchen hatte etwas Läppisches. Der ganze Bau der beiden Verse trug das Gepräge kindischer Unvollkommenheit.

Die beiden folgenden Strophen:

Ein Wamms, verbrämt mit Schwanenfell,

Mit Knöpfen von Kryftallen hell,

Ein Röckchen weifs, aus zarter Woll',

Aus Lämmchenwoll' es tragen soll,

Und hüpfen soll's in Saffian,

Mit goldnen Spänglein auf dem Spann,

Und weissen Strümpfchen *), fein gestricht,

Mit Blumenzwickeln ausgeschmückt,

traf eben derselbe Vorwurf. Der ganze Apparat darin gehört, däucht mir, nicht in die poetische Schäferwelt. Sie blieben daher wohl besser weg.

*) Oder nach einer handschriftlichen, gleichfalls verworfenen Leseart:

Und hüpfen soll's in Saffian,

Mit goldnen Spänglein, angethan

Mit weissen Strümpfchen, —

D. H.

II. Z E C H L I E D.

(I. Theil, 226. Seite.)

A. L. Nach der letzten Öhlung soll
Hefen noch mich färben.

N. L. Mit mir soll der letzte Rest
In der Gruft verderben.

Man sieht, daß ich diejenigen nicht
habe ärgern wollen, denen die letzte Öh-
lung etwas Heiliges ist.

Der Muthwille des Künstlers hat zwar
hier nicht so wohl mit dem Pinsel, als mit
dem Finger gemahlt. Allein wenn man
auch mit dem Finger mahlt, so muß man
ihn wenigstens in Farben, nicht aber in
gemeinen Straßsenkoth tauchen! Die alte
Leseart:

Wer gut schmiert, der fährt auch gut,
ist, däucht mir, ein solcher Klecks gemei-
nen widrigen Straßsenkoths. Daher lie-
ber:

Nimmer fehle Speis' und Trank.

Die gefüllte Wampe, u. w.
könnte man vielleicht auch dafür halten.
Allein sie läßt sich nicht füglich wegschaf-

fen, ohne mehr zu verderben, als zu verbessern.



III. LIEBESZAUBER.

(I. Theil, 229. Seite.)

Ist eines meiner wahrsten und besten Lieder, im lebendigsten Tone. In keinem andern herrscht so viel Darstellungskraft. Einer, der sich auf Ton nicht versteht, möchte mir das Mädel, (Statt Mädchen oder Dirnchen,) tadeln. Er ist nicht des Anhörens werth. Denn er ist ein Schulfuchs, der bloß Worte sieht, aber nicht fühlt.

A. L. Gib mir Rede, wann ich frage!

N. L. Gib Bescheid auf meine Frage!

Die neue Leseart hat mehr Leichtigkeit, Ungezwungenheit und Klarheit. Die alte ist ohne Noth etwas fremd und sonderbar.

A. L. Wang' und Mund sind süsse Feigen;

Ach! vom Busen laß mich schweigen!

Die Feigen qualificiren sich nicht ganz zu einem edeln poetischen Bilde ; und die Erwähnung des Busens auf diese Art hat etwas zu Üppiges , das fast über die sittliche Delicateſſe hinüber ſchweift. Artiger , dem Tone des Ganzen angemessener iſt die

N. L. Stirn und Näſchen, Mund und Wangen *)

Dürfen wohl ihr Lob verlangen.

A. L. Wer wird dich allein nur krönen ?

N. L. Wer wird dich vor Allen krönen ?

V o r A l l e n iſt richtiger in Beziehung auf die Schönen , unter welchen eine Kaiſerinn gekrönt werden ſoll.

A. L. Viel fehlt noch zur Kaiſerinn !

N. L. Viel noch fehlt zur Kaiſerinn !

In der neuen Leſeart iſt die Quantität richtiger. F e h l t d u r ſ t e nicht kurz , und noch nicht lang ſeyn.

A. L. Dich auf Schönheit 'raus zu fodern,

N. L. Dich vor's Weltgericht zu fodern.

*) Oder, nach einer wieder verworfenen Leſeart:

Dieſer Mund und dieſe Wangen.

D. H.

Der Ausdruck, auf Schönheit heraus
fodern, ist zwar schon gemeine, aber doch
wohl noch nicht unedle Sprechart. Die
Verstümmelung des 'raus für heraus aber
scheint ihn doch über die Grenzlinie des
Edeln hinüber zu reißen. Der neue Vers
hat bei eben der Popularität dennoch Neu-
heit und Würde.

A. L. Aber, Liebchen, laß es 'mahl
Hundert tausend Schönen wagen.
N. L. Aber, Liebchen, laß einmahl,
Laß es Hunderttausend wagen.

Der neue Ausdruck ist grammatisch
richtiger, edler, und wegen der Wieder-
holung des l a ß lebendiger. Die Sch ö -
n e n konnte der Verstand hier füglich ent-
behren.



IV. MÄNNERKEUSCHHEIT.

(I. Theil, 232. Seite.)

A. L. Wer nie in schnöder Wollust Schoofs
Die Fülle der Gesundheit gofs.
N. L. Wem Wollust nie den Nacken bog,
Und der Gesundheit Mark entflog.

Nicht zu gedenken, daß die Reime Schoofs und gofs so unrichtig und mißklingend waren, als möglich, so hätte den Krittlern, die Manches ohne alle Noth undelicat gefunden haben, wohl die Unfeinheit der Nebenideen auffallen sollen, welche das Gießen der Fülle der Gesundheit in den Schoofs der Wollust nothwendig erwecken muß,

A. L. Sie blühen und duften um ihn her.

N. L. Sie blühen gesund und schön umher.

Sich bei dem Blühen der Blumen auch noch ihr Dufte mit vorzustellen, ist zwar sehr natürlich, und hat nichts Anstößiges. Allein wenn man von dem tropischen Gegenstande wieder auf den eigentlichen, nämlich die Kinder, hinüber gleitet, so möchten die duftenden Kinder eine Nebenidee erwecken, die Alles verdirbt.

V. MOLLY'S WERTH.

(II. Theil, 15. Seite.)

A. L. Und hätte große Haufen,
Die sollten mich nicht reuen.

N. L. Mir sollten grofse Haufen
Für sie wie Kiesel seyn*).

Die neue Leseart hat mehr Energie im Gedanken, mehr Leichtigkeit im Ausdruck, mehr Richtigkeit im Reim.

A. L. Zwar wühlt sich's hübsch im Golde;
Wohl dem, der wühlen kann.

N. L. Man rühmt wohl viel vom Golde **),
Was ich nicht läugnen kann.

Der alten Leseart fehlte es an dem gehörigen Adel in der Gefinnung so wohl, als im Ausdruck. Sie fiel fast in's Scurrilische. Die neue hat mehr Anstand und Würde.

A. L. Was hätt' ich Frohes dran?

N. L. Wie hätt' ich Lust daran?

Die alte Leseart klang etwas seltsam. Die neue ist natürlicher, mithin, glaub' ich, auch gefälliger.

*) Nach der ersten Veränderung:
Für sie zu grofs nicht seyn.

D. H.

**) Vorher:

Zwar rühmt man viel vom Golde,
D. H.

A. L. Ja , wenn ich der Regente
 Von ganz Europa wär',
 Und Molly kaufen könnte,
 So gäb' ich Alles her *).

N. L. Ja , wenn ich Allgebiether
 Von ganz Europa wär',
 Ich gäb Europens Güter
 Für sie mit Freuden her **).

Die alte Leseart war gemein , matt.
 Regente sagen die gemeinen Leute für
 Regent. Gedanke und Ausdruck von
 M o l l y k a u f e n war ja schon da gewe-
 sen. S o g ä b ' i c h A l l e s h e r , man
 kann sich nicht matter und gemeiner aus-
 drücken.

Alle diese Vorwürfe treffen die neue
 Leseart nicht , wiewohl ich wünschte, daß
 der Reim in G e b i e t h e r u n d G ü t e r

*) Nach der ersten Veränderung:
 Und sie erkaufen könnte,
 Ich gäb' Europa her.

D. H.

**) Nach der ersten Leseart:
 Ja , wenn ich auch Gebiether
 Von ganz Europa wär',
 Ich gäbe wohl die Güter
 Von ganz Europa her.

D. H.

reiner seyn möchte. Er gehört indessen
unter die verzeihlichen Reime.

A. L. Vor Städten, Schlössern, Thronen,
Und mancher fetten Flur,
Wählt' ich mit ihr zu wohnen,
Ein Gartenhüttchen nur.

Die Thronen hatte der Reim herbei gezogen. Das Wort Thronen stimmt freilich zum Wort wohnen; aber die Begriffe passen nicht zusammen. Man bewohnt die Thronen nicht. In wählt' ich ist auch ein Sylbenzwang.

N. L. Bedingte nur dieß Eine
Für sie und mich noch aus:
Im kleinsten Fruchtbaumhaine
Das kleinste Gärtnerhaus *).

So hat der Gedanke mehr Richtigkeit, Klarheit. Das Bild in den beiden letzten Versen hat Anmuth. Und der Ausdruck hat Leichtigkeit und Wohllaut.

*) Zuerst:

Bedingte mir nur Eines
Für sie und mich noch aus,
Ein Gärtchen und ein kleines
Bequemes Gartenhaus.

D. H.

VI. AN DIE KALTEN VER- NÜNFTLER.

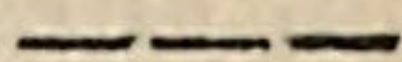
(II. Theil , 17. Seite.)

Sonst hiefs es an die *Menschengesichter**). Einige Kunstrichter, die mehr den Buchstaben, als den Geist anzufechten verstehen, hatten diesen Ausdruck in Anspruch genommen. Da ich, ohne sonderlich den Geist aufzuopfern, den Ausdruck ändern konnte, so dachte ich, du willst ihnen zu Willen seyn. Und so muß man gegen die Unmündigen und Schwachen immer verfahren. Viele geschmackvolle Männer und Weiber fanden in den Menschengesichtern nichts Anstößiges, sondern fanden den Ausdruck dem verachtenden Unwillen sehr angemessen. Aber was hilft das Alles gegen die ästhetischen Buchstabenmänner! Sollten gedachte Männer aufser jenem Ausdruck das ganze Lied haben verwerfen wollen, so muß ich ihnen sagen, daß ich, wie viele

*) Nachher ist auch *Liebevernünftler* auf der Wahl gewesen.

Andere, daselbe für gut halte. Und Autorität gegen Autorität gerechnet, ist die meinige wohl wenigstens eben so viel werth, als die ihrige. Ein Dichter, der mehrere gute Lieder hervorgebracht hat, kann dazu unmöglich, wie die blinde Taube zur Erbse, durch ein glückliches Ungefähr gekommen seyn. Er muß einen guten Griff haben, ein gutes Lied sowohl hervorzubringen, als zu beurtheilen. So lange sich die Herren Anonymi nicht auf ähnliche Art legitimiren, so lange gilt meine Autorität wohl gar noch etwas mehr, als die ihrige. Interesse und Eigenliebe können mich nicht verblenden, und mein Urtheil verfälschen. Denn nicht etwa eins, sondern zehn und zwanzig meiner Lieder aufzugeben, wenn sie wirklich nichts werth sind, ist mir wahrlich ein sehr Geringes. Ich behalte immer noch so viel übrig, um nicht mit Unehren vor Welt und Nachwelt zu erscheinen. Ich nehme mich also des Liedes nicht um meinet- sondern um feinetwillen an, weil es gut ist, und wenn es auch ein Chineser gemacht hätte. Man wird diesen Ton vielleicht keck und anmaßend finden; allein ich will nun keck

und anmaßend seyn. Und warum sollte ich's nicht gegen Solche seyn, die es gegen mich find, und mit welchen ich wohl noch fertig zu werden hoffe?



VII. DAS BLÜMCHEN WUNDER. HOLD.

(II. Theil, 143. Seite.)

A. L. Auf steifem Hals ein Strotzerhaupt,
Dess Wangen hoch sich blähn,
Dess Nase nur nach Äther schnaubt,
Läfst doch gewiß nicht schön.

N. L. Auf steifem Hals ein Strotzerhaupt,
Das über alle Höhn
Weit, weit hinaus zu ragen glaubt *),
Läfst doch gewiß nicht schön.

Diese Veränderung hat Herr Gracchus, der vom Aufruhr sprach, veranlaßt. Denn er sagt in der berüchtigten Recension: 'Der unschickliche Ausdruck, die Nase schnaubt nach Äther, und ein

*) Nach der ersten Veränderung:
Gar weit hinaus zu reichen glaubt.
D. H.

unechter Reim, blähen und schön, verunstalten den leichten und schönen Gang dieses Liedes.' Worin das Unschickliche, d. i. das Unzutreffende des Ausdrucks, die Nase schnaubt nach Äther, bestehe, vermag ich zwar nicht ganz einzusehen. Ich dachte, es verstände sich sehr leicht, daß eine Nase, die nach Äther schnaubt, nichts anders, als eine Nase ist, die, wie das Sprichwort sagt, so hoch getragen wird, daß ihr die gewöhnliche Luft zu schlecht ist, daß sie nur lauter Äther in sich ziehen will. Nun sollte ich denken, man könnte eben so gut sagen, nach Äther schnauben, als nach Rache schnauben. In Ansehung des Reimes hat Herr Gracchus Recht; zwar nicht so sehr Recht, daß sich nichts mehr dagegen sagen liesse. Er ist freilich nicht ganz rein; aber doch nicht unreiner, als die Reime in i und ü, in ei und eu, u. w., die sich unsere correctesten Dichter gestatten, und wegen des großen Reimmangels in unserer Sprache gestatten müssen. Der Declamator wird daher dem Dichter in solchen Fällen zu Hülfe kommen müssen, und durch Senkung des einen und Erhebung des andern die Töne

in gleiche Horizontal-Fläche zu bringen suchen müssen, und dieß geht, wenn man nicht aus Chicane grimassirt, sehr gut an. Der Declamator wird also das *bl ä h n* nicht mit weit aufgerissenem Munde heraus *bl ä h k e n*, so wenig als das *s c h ö n* mit ganz zirkelrundem Munde heraus *bl ö k e n*. Indessen gegen einen Dichter, der es hoffentlich gezeigt hat, wie hoch er auf Richtigkeit und Wohlklang des Reimes, wie der Versification, vielleicht geflüßentlicher hält, als irgend ein anderer, und der sich nicht zu viel anmaßt, wenn er in diesem Stücke ziemlich unter den Ersten unseres Vaterlandes mit zu stehen glaubt, gegen einen solchen Dichter soll Herr Schiller ganz Recht haben. Wo dergleichen so gar verzeihliche Flecken nur einiger Massen, ohne etwas zu verderben, haben weggeschafft werden können, da ist es sehr gern geschehen.

Wenn übrigens dieses Lied sonst nur, wie Herr Schiller selbst eingestehen muß, lieblich gesungen ist, so wollen wir es gut seyn lassen, daß ein Zauberblümchen an der Brust kein ganz würdiges und eben auch nicht sehr geistreiches Symbol

der Bescheidenheit, daß es, frei heraus gesagt, T ä n d e l e i ist. Es ist also kein würdiges, aber doch ein liebliches, kein geistreiches, aber doch ein liebliches Symbol, zwar eine Tändelei, aber doch eine liebliche Tändelei. Mir fällt die bekannte Schnurre dabei ein: Garstig, Herr Gevatter, grundhäßlich, aber doch — angenehm. —

Übrigens glaubte der Dichter bemerkt zu haben, daß die Bescheidenheit, die sich fast mehr, als irgend eine andere Gemüthstugend im Äußerlichen und Körperlichen offenbaret, ihren Besitzern nicht selten auch eine sanfte und gefällige Stimme, sanftere und leichtere Bewegungen des Körpers, mithin auch einen sanftern und leichtern Auftritt im Gange verleihe. Träfe das auch in der Wirklichkeit unter zehn Mahlen nur Ein Mahl zu, so würde es den Dichter schon berechtigen, diese körperlichen Äußerungen zu Symbolen der Bescheidenheit zu machen, da, wenn sie es auch in der Wirklichkeit nirgends wären, sie sich doch so trefflich dazu schicken würden. Ein fremder Mann, der sich mir schon von weiten, wenn er in mein Haus

tritt, und bei meinen Domestiken nach mir fragt, durch sein Geschrei ankündigt, hernach mit einem dragonermäßigen Gange zur Treppe herauf stürmet, laut an meine Thür klopft, kann ein wackerer, bescheidener Mann seyn, ehe er sich aber nicht auf andere Weise als solcher legitimirt hat, werde ich wahrlich nicht geneigt seyn, ihn dafür zu halten. Diese Bemerkung, dünkte ich, hätte man wohl kaum dem Philosophen bestreiten sollen, geschweige denn dem Dichter, der das Recht hat, das bloß Mögliche und Wahrscheinliche zu seinem Zwecke in ein Wirkliches zu verwandeln. Der Dichter suchte sie in diesen vier Zeilen auszudrücken:

Es (nämlich das Blümchen Wunderhold, Bescheidenheit,)

Es theilt der Flöte weichen Klang
Des Schreiers Kehle mit,
Und wandelt in Zephyrengang
Des Stürmers Poltertritt.

Herr Schiller sagt: Der Bescheidenheit geschieht damit zu viel Ehre. Ich will doch nimmermehr hoffen, Herr Schiller habe geglaubt, ich wolle so

viel sagen, als ob die Bescheidenheit ihre Besitzer zu guten Sängern oder Tänzern mache? Aus der unüberlegtesten aller Kritiken möchte ich das beinahe argwöhnen. Gesetzt aber auch, der Dichter hätte so etwas Abenteuerliches von seiner Bescheidenheit behauptet, so wäre das doch immer noch wahre Kleinigkeit gegen die kosmischen Wunderthaten, die er seine Freude, die doch gegen die Bescheidenheit nur eine moralische Untergöttin ist, verrichten läßt.

Sonnen lockt sie aus den Räumen,
Die des Sehers Rohr nicht kennt.

Wahrlich nicht minder ungehener wäre es gewesen, wenn er der Freude, wie die Rabinen der Gottheit, u. w.

A N H A N G.



VARIANTEN - SAMMLUNG

ZU DEN

GEDICHTEN.

A M H A

AMERICAN - BIRMINGHAM

REVUE

EDITION

VARIANTEN-SAMMLUNG
ZU DEN
GEDICHTEN.

VORERINNERUNG.

In der Vorrede zu dem ersten Bande dieser Schriften versprach ich eine Sammlung aller Varianten, die Bürger in dem Exemplare der Ausgabe seiner Gedichte vom Jahre 1789, das er zum Behufe einer neuen mit Verbesserungen und Zusätzen verfah, und aus welchem ich die meinige veranstaltete, hinterlassen hat. Dieses Versprechen erfülle ich hier so vollständig, als nur immer möglich ist. Das Publicum erhält jetzt ganz eigentlich die Bürgerische Handschrift selbst. Ich habe nicht nur solche ungedruckte Lesearten, über welche der Verfasser selbst noch nicht entschieden hatte, unter denen mir also noch die Wahl blieb, sondern auch alle diejenigen, die von ihm schon wieder

völlig verworfen waren, sorgfältig und genau angeführt. Jene sind durch unterscheidende Schrift ausgezeichnet. Ich habe überdies auch die bereits gedruckten Lesarten aus der Auflage der Gedichte vom Jahre 1789, die zwar durch neue ersetzt, aber doch noch nicht, (vielleicht oft nur aus Unachtsamkeit nicht) durchstrichen waren, ausgezogen. Diesen steht zur Unterscheidung die Zahl 1789 voran. Übrigens liegt der neueste Abdruck der Gedichte bei Angabe der Abweichungen überall zum Grunde.

Ein Theil der Varianten ist auch schon in der Rechenschaft über die Veränderungen in der Nachfeier der Venus, und in den Kritischen Anmerkungen zu einigen Gedichten, welche man in dem gegenwärtigen Bande gelesen hat, angegeben, die ich also hier nicht zu wiederholen brauchte. Göttingen, am 17. April, 1798.

Der Herausgeber.

Die Nachtfeier der Venus.

(I. Theil, 3. Seite.)

I. Vorgefang.

Der Kehrreim.

(Nachtrag zu den oben, 232. Seite, angeführten Varianten.)

Zeile 1. Morgen liebe sich und paare,
 Was noch nimmer liebte, sich!
 Was schon liebte lange Jahre,
 Lieb' und paar' auch morgen sich.
 *

Morgen liebe, morgen paare
 Neue Lieb' und Liebe sich!
 Lieb' und Liebe langer Jahre
 Lieb' und paare morgen sich!
 *

Morgen liebe, morgen paare
 Junge Lust und Liebe sich!
 Lust und Liebe langer Jahre
 Lieb' und paare morgen sich!
 *

Morgen liebe, morgen paare
 Neu geborne Liebe sich!
 Auch die Liebe langer Jahre
 Lieb' und paare morgen sich!
 *

Morgen rege, morgen paare
 Junge Lust und Liebe sich!
 Lust und Liebe langer Jahre
 (Reg' und paare morgen sich!
 (Reg' und paar' auch morgen sich!
 *

Morgen müsse junge Liebe
Sich der jungen Liebe weihn!
Auch die Kraft bejahrter Triebe
Müsse morgen sich erneun!

*

Morgen liebe, morgen gatte,
Was noch nimmer liebte, sich!
Was sich längst geliebet hatte,
Lieb' und gatte morgen sich!

*

Morgen fühle Luft und Liebe,
Was von Liebe nie gewußt!
Was gewußt schon hat von Liebe,
Fühle morgen Lieb' und Luft!

*

Morgen fühle Luft und Liebe
Jede liebeleere Brust!
Und auch jede Brust voll Triebe,
Fühle morgen Lieb' und Luft!

*

Z. 2. Nie der Liebe Luft erkor!
Was der Liebe je sich freute,
Liebe morgen, wie zuvor!

*

Deine Luft, o Liebe, floh!
Was, o Liebe, dein sich freute,
Liebe sich auch morgen froh!

*

Z. 1. Morgen liebe, was sich heute
Keiner Liebe noch getreut!
(Was der Liebe längst sich freute,
(Was sich längst der Liebe freute,
Liebe morgen noch, wie heut.

I. Abschn. Z. 3. Seht, wie von den Phantasieen
Süßer (hoher) Luft u. w.
*

Ah, (Seht,) wie süß den Phantasieen

Z. 5. Golden über Thal und Höhen,
Blau und golden schwebet er,
Seine Lebensbothen wehen
Wohlgefühle vor ihm her.

Z. 8. Seiner Bothen vor ihm her.

II. A. Z. 3. Seines Lebens Nektar sparet
Alles auf die Blüthenzeit.
*

Ihres Nektars Fülle
Ihre Nektarschale) sparet

Z. 6. Und in Wassern Leben hegt,

Z. 8. Hoch zu Lieb' und Luft erregt.
*

Zur Umarmung aufgeregt.
*

Tief im Innern aufgeregt.

Z. 9. Wann die Knospe blüht und) schattet,
Wann die offne Knospe
Füllt nur Brautgesang das Ohr.
Was da lebet, das begattet
Sich im Duft)
Um die Zeit) der Primelflor.
*

Selbst die Liebe, die erkaltet,
Die erstorben war, entglüht,

(Wann die Knospe sich entfaltet,
(Liebe nur und Liebe waltet,
Wann die junge Primel blüht.
*

Selbst der Busen, der erkaltet,
Der erstorben schien, entglüht.

*

Was am Herzen, fast erkaltet,
Fast erstorben war, entglüht.

III. A. Z. 3. Heller, gold- und rosenröther
Z. 5. Da sie von dem hohen Gatten
Z. 7. *Und des ersten Haines Schatten*

IV. A. Z. 1. Zur Erhöhung jener Scene

*

Zur Vollendung jener Scene

Z. 3. Venus Anadyomene
Ihre tausend Reitze los.

II. Weihgesang.

I. A. Z. 5. Morgen ziehen ihre Tauben
Sie herab in unsern Hain,
Und zum Tanz in Myrtenlauben
Ladet sie uns morgen ein;

Z. 6. Her in unsern Myrtenhain;
Und sie ladet unter Lauben
Uns zu Feiertänzen ein.

*

Prangend her in unsern Hain;
Und die höchste seiner Lauben
Wird ihr Feiertempel seyn.

Z. 9. Vom erhabnen
Hell vom hohen) Throne blinket
Hell) ihr goldner Richtersstab,
Uns) Und ihr holdes Auge winket
Gütevolltes Recht herab.

Z. 10. Und erhebt den Richterstab.

II. A. Z. 2. Froh vollbringt ihr Machtgeboth !
 Flora soll ihn überweben
 Golden , blau und purpurroth.
Spend' , o Flora , jede Blume,
 Die in Feld und Garten lacht ,
 Spende zu der Holden Ruhme.

III. A. Z. 1. Neben Aphrodite'n waltet
 Sammt den Grazien ihr Sohn,
 Festlich , Hand in Hand gefaltet,
 Nahn wir uns dem Götterthron.

Z. 9. Alle sind herbei gerufen,
 Vor der Göttinn Angesicht,
 Mit zu sitzen auf den Stufen
 Zu dem hohen) Throngericht.
 Zum erhabnen)

IV. A. Z. 1. Schon durchwallt die lauten Haine
 Schwesterlich der) Nymphen Schaar.
 Früh erwachter)
 Amor flattert mit; und (doch) Keine
 { Zaget heute vor Gefahr. —
 { Ahndet heut von ihm Gefahr. —
 { Traut der nahen Herzgefahr. —
 *

Z. 2. Tanzend alle Nymphen ziehn!

Z. 6. Wißt ihr nicht , was ihm geschah,
 Dafs er heut die) Waffen streckte?
 Dafs er seine)
 Seht doch , wehrlos (friedlich)
 geht er da !' —
 *

Merkt ihr nicht , was Amor that?
 Dafs er Wehr und Waffen streckte
 Dafs er friedlich zu euch trat?

Z. 9. 'Aphrodite's Festsätze
 Wollen, daß sein Bogen heut
 Keiner Nymphe Brust verletze,
 Wann sie noch so nah sich beuth.' —
 'Daß ihr nicht zu kühn euch
 brühtet,
 Gute Nymphen, warn' ich doch:
 Selbst (Auch) (Seht,) den Waf-
 fenlosen rühtet

*

'Er gehorcht den Festsätzen:
 Strenge ward es ihm verlegt,
 Eine Nymphe zu verletzen,
 Die sich heute näher wagt.' —
 Euch, die ihr zu kühn euch brühtet,
 Euch, ihr Nymphen, warn' ich doch.

*

'Er gehorcht dem Festsatze,
 Welches streng' ihm untersagt,
 Daß er eine Brust verletze,
 Wenn sie noch so nah sich wagt.' —
 'Euch, die ihr zu kühn euch brühtet,
 Euch, o Nymphen, warn' ich doch.
 Auch u. w.

*

'Er gehorcht dem Festsatze:
 Daß sein Bogen unverlegt
 Keiner Nymphe Brust verletze,
 Die sich heut ihm näher wagt.' —

*

Z. 11. Daß er keine Brust verletze,
 Die sich ihm entgegen beuth.' —
 Aber, was zu kühn sich brühtet,
 (Das, o Nymphen, warn' ich doch.
 Hüte sich vor Amor'n doch.

*

Z. 12. Welches hier ihm Blöße beuth,
Aber Alles, was sich brüftet,
Warnen wir, o Nymphen, doch.

V. A. Z. 2. Hehre, keusche Delia,

Z. 5. Morgen, Jägerinn, beflecke
Nicht den Busch mit Blat und Mord!
Deines Hornes Drohung schrecke
Keinen Hainbewohner fort!

Z. 13. Weiche mit Aurore's Scheine!

Z. 15. Walte morgen hier im Haine!

*

Walte dann allein im Haine!

VI. A. Z. 1. Zu dem Fest, das wir begonnen,
Lüde sie auch dich mit ein,
Ziemt es dir nur, unsern Wonnen,
Reine Jungfrau, dich zu weihn.

*

Dich auch, statt ihr Fest zu meiden,
Bäthe sie, ihr Gast zu seyn,
Ziemt es dir nur, unsern Freuden,
Reine Jungfrau, dich zu weihn.

Z. 3. Ziemt es dir nur,) unsern Scherzen,
Ziemte dir es, *

Ziemt' es dir, der Liebe Scherzen,

Z. 5. Freut' es (dich) nur, von mun-
tern) Jubel-Chören,
Freut' es dich, drei Nächte lang

Z. 6. *Drei vergnügte Nächte lang*

Z. 10. Uns um rasche Nymphen drehn,
Und zu Paaren unter Zweigen

Z. 13. Auch der Held, der fern am Indus
Vom bezähmten Pardel fritt,
Ceres, und der Gott vom Pindus
Feiern unsre Nächte mit.

*

Auch (Sieb,) den Helden, u. w.

Z. 16. Lud die holde Göttinn mit.

III. Lobgesang.

I. A. Z. 9. { Sie belebt das Allverlangen
Nähret ewig das Verlangen
Ewig nährt er das Verlangen
Jener wunderbaren Kraft,
Die durch Zeugen und Empfangen

II. A. Z. 1. Wie mit Diamant und Perle
Schmückt sie bräutlich unsre Welt,
Ziert mit Blüthen Lind') und Erle,
Sie verfilbert Weid')
Und mit Blumen') Wief' und Feld.
Sie vergoldet

*

Wie mit Diamantgeschmeide
Ziert sie bräutlich unsre Welt,
Streuet Blüthen auf die Heide,
Blumen über Wief' und Feld.

*

Wie die Braut zu Hymen's Feste
Schmückt sie köstlich die Natur,
Hestet an des Baumes Äste
{ Demantstrafs und Perlenschnur.
Sie verlieh den Schmuck der Äste,
{ Sie Juwel' und Perle nur.

*

Wie die Braut zu Hymen's Feste
Schmückt sie reich die Lenznatur.

Bräutlich, wie zu Hymen's Feste,
Schmückt sie Garten, Hain und Flur.
Wechselnd ziert des Baumes Äste
Perlen- und Rubinenschnur.

Wie die Braut zu Hymen's Feste

Z. 5. Thal und Hügel heisst die Milde
Reich in Gold und Silber blühn;
Hoch das Lein- und Mohngefülde
In Azur und Purpur glühn.

Z. 10. Sie Narziss' und Amaranth;

Sie der Tulpe Prunkgewand;
Doch am lieblichsten gestaltet

Z. 13. Ichor ihrer Dornenwunde
Röthet' einst dein Silberblatt;
Wir verdanken's ihrem Munde,
{ Dafs gewürzt sein Hauch dich hat.
{ War's nicht Hauch aus ihrem Munde,
{ Was dich so durchwürzet hat?

Sanft an ihrer Dornenwunde
Röthet' einst dein Silber sich.
Hauch aus Aphrodite's Munde,
Holde Blume, würzte dich.

An der Göttinn Dornenwunde
Färbte sanft dein Silber sich.
Hauch aus ihrem (Cypris) süssen Munde,
Holde Blume, würzte dich.

{ Ihrer zarten Dornenwunde
 Dankest du dein sanftes Roth;
 { Ihre zarte
 Ihres Fingers) Dornenwunde
 Tuschte (Färbte) sanft dein Silber roth
 Hauch aus ihrem süßen Munde
 War zu deinem Dufte noth.
 { War dich süß zu würzen noth.
 { War zu Wohlgeruch dir noth.
 { War zu deiner Würze noth.

III. A. Z. 1. Segnend waltet im Gefilde,
 Segnend waltet Lieb' im Hain,

Allem, was nur im Gefilde,
 Was nur Odem zieht im Hain.

Z. 6. Und es läßt der Mutter Schoofs
 Ohne Schmerz im Myrtenschatten
 Aphrodite's Segen los.

Z. 12. Einft den schönen Sohn gebar.

IV. A. Z. 1. Sie entriß Anchisens Laren
 Ilion's Vertilgungsgluth,
 Und des Oceans Gefahren,
 Aufgeregt von Junon's Wuth.

Z. 2. *Als sie Trojens Gluth umfing;*

Z. 4. Was der Flamme Grimm entging.

Was der Flammennoth (Flammennacht) entging.

Z. 5. Sie verlieh dem bidern Sohne
 Neues Glück durch Weib und Land.

Z. 16. Sproßten all' aus ihr empor.

V. A. Z. 1. Schall', o Maigefang, erschalle!
Schalle, Cypris Hochgefang!

Z. 9. *Lärmend ruft ihr das Gefieder
Von dem Weiher Dank empor;*

Lärmend ruft das Gefieder

Z. 11. Und die Sänger edler Lieder
*Singen Wohllaut (in ihr) ihr
in's Ohr.*

Z. 14. *Tief aus Pappelweiden drein;*

Tief im stillen Pappelhain.

Z. 15. *Liebe flötet ihre Kehle;*

VI. A. Z. 7. So entfielen mir die Kränze,

Z. 13. Wann daher im grünen Hage

Auf daher, so bald im Hage

Z. 15. Werd', o Lied, bei Nacht, wie Tage,

Luft am Liebchen.

(I. Theil, 16. Seite.)

4. Stanze. Z. 1. Hui! singet er, wer macht
aus Wind,

Z. 3. Nur wehn, nichts weiter kann
der Wind,

Adeline.

(I. Theil, 18. Seite.)

3. St. Z. 4. (1789). Ach! so himmlisch dün-
ke sie stets Allen!

Dünkte sie doch so erhaben Allen ;

*Dünkte sie so hehr doch immer
Allen ;*

Huldigungslied.

(I. Theil, 20. Seite.)

2. St. Z. 1. (1789.) Denn von einem hübschen u. w.

17. St. Z. 1. (1789.) Liebchen, rühret dich u. w.

20. St. Z. 1. *Leicht genüget es den Sinnen
An des Reitzes Tüncherei ;
Sie erforschen nicht, ob drinnen*

Das harte Mädchen.

(I. Theil, 26. Seite.)

1. St. Z. 2. (1789.) Einft meine Tag' entschlüpfen ,

3. St. Z. 3. (1789.) Und ob von mir ein Thränchen je

10. St. Z. 4. (1789.) Nagt mein u. w.

An die Hoffnung.

(I. Theil, 31. Seite.)

1. St. Z. 1. (1789.) Wohlthätigste der Feen!
Du, mit dem weichen Sinn,

Z. 5. (1789). Schön, wie die Morgenflunde,
Mit roſichtem Geſicht,
Und mit dem Purpurmunde,

*Du Bild der Morgenflunde
Mit Roſenengeſicht,
Der (Du) Peitho mit dem Munde,*

11. St. Z. 5. (1789). Dem Kummer hingegeben,
Brach mir bereits der Blick;
Du lockteſt mich in's Leben
Mit Schmeichelei zurück.

14. St. Z. 4. (1789). Dir aus dem Auge ſieht;

15. St. Z. 6. (1789). Befeliget ſie dich.' —

— — — — —
Bacchus. (Sonſt: Herr Bacchus.)

(I. Theil, 37. Seite.)

1. St. Z. 1. { Herr Bacchus über dir, Apoll!
 { Gepriefen ſey ſein Nahme!
 { Hoch leb' und höher, als Apoll,
 { Herr Bacchus und ſein Nahme!
Denn was gewinnt der Arme wohl
Mit allem Lorberkrame?

2. St. Z. 1. Um ſeinen ſteilen Helikon

3. St. Z. 1. Sein zinſenloſes Kapital
Steckt ganz in Kranz und Leier.
Von dieſer prahlt er manches Mahl,
Sie ſey entſetzlich theuer.

4. St. Z. 1. Doch borgt ihm auf das Lumpending
Kein Kluger einen Heller.
Wer lobt ſich nicht ein Klinglingling
Dafür in Bacchus Keller?

5. St. Z. 1. Und ob Apoll sich gleich voran
Mit seiner Dichtkunst blähet,
So ist doch Bacchus auch ein Mann,
Der seinen Vers versteht.
6. St. Z. 1. Wie mag am waldigen Parnass
Sein Kammerton gefallen?
Hier sollte Bacchus Juchheibass
In Midas Ohren schallen.
7. St. Z. 1. Auf, laßt uns ihn für den Apoll
Zum Dichtergott erbitten!
Denn nimmer war ein Gott so wohl
Bei großen Herrn gelitten.
Apoll muß tiefgebückt und
krumm
In ihre Säle schleichen;
Allein mit Bacchus gehn sie um,
Als wie mit ihres Gleichen.
Auf, Brüder, dankt Apoll'en ab!
Laßt uns dem Bacchus weihen!
Wir werden unter'm Thyrsusstab
Weit stattlicher gedeihen.
8. St. Z. 1. Vertilgt des Pindus Lorberhain,
Und pflanzt für Zung' und Lippe!
Das Heidelberger Faß voll Wein
Sey unsre Aganippe!
-

Lieb' und Lob der Schönen,
(Sonst: Der Liebesdichter.)

(I. Theil, 47. Seite.)

1. St. Z. 2. Der Liebe treulich weihen,
Und meinen leichten Volksgefang
Der Liebe Schmeicheleien.

Z. 4. An gleichen Ton gewöhnen.

2. St. Z. 1. Denn wahrlich keines Lobes Ton,
Auch nicht der schönste, bringet
Dem Sänger einen süßern Lohn,
Als wenn er Liebe singet.

Denn mancher Künstler hat
es schon
Zu hoher Luft erprobet,
Nichts bringt ihm einen süßern Lohn,

4. St. Z. 1. Wohlan, o Laute, werde dann
Dem Liebchen, das gefellig
Und freundlich ist, und danken kann,
Durch Lied und Lob gefällig!

6. St. Z. 1. Erwerben werd' ich reiches Gut
An kleinen holden Pfändern;
Und prangen wird mein Stab und Hut
Mit Rosen und mit Bändern.

7. St. Z. 1. Bei'm Spiel, bei'm Tanze u. w.

8. St. Z. 1. Ich werde mit Gefang und Spiel
Von einer Flur zur andern,
Geliebt, geehrt bis an mein Ziel
Im Dienst der Schönen wandern.

Z. 3. Werd' ich mit meinem Lautenspiel,

Danklied.

(I. Theil, 54. Seite.)

8. St. Z. 3. (1789.) Wer ist, der an dem Fir-
mament

14. St. Z. 1. Dafs meines Geiffes Auge hell
Durchspähn die Dinge, leicht
und fchnell,
Wie nicht ein jeder Erdenmann,
Auch ihr Gewirr' entwickeln kann;
Z. 4. Vom Wahren Falfches) fondern
Den Trug von Wahrheit) kann;
-

Winterlied.

(I. Theil, 58. Seite.)

2. St. Z. 3. Ein Frühlingsbeet ift ihr Geficht,
Worauf euch Hebe zieht.

3. St. Z. 1. Mein Ohr vermilfet ohne Qual
Die Nachtigall im Hain.
Denn Lilla trillert u. w.

Dein Lied entbeh'r ich ohne Qual,
O Nachtigall im Hain.
Denn Molly u. w.

Was kümmert mich der
Lenz Choral
Im Nachtigallenhain?

4. St. Z. 1. Wann ihre Lippen mich begabt,
O welch u. w.
-

Minnefold.

(I. Theil, 79. Seite.)

4. St. Z. 1. *Nimmer, nimmermehr hie-*
nieden
Labt ein Wohlgenuss fo füß.

*Nichts ist süßer mehr hienieden,
Was des Stammpaars Fall uns liefs.*

5. St. Z. 2. (1789). Aller Freuden Fünftelst :
—————

Die beiden Liebenden.

(I. Theil, 82. Seite.)

2. St. Z. 3. (1789). Dagegen klingt viel reizender
Ein kurzer schäferlicher Nahme.

11. St. Z. 7. (1789.) Hinweg, aus aller Gotteswelt,

16. St. Z. 1. (1789). Ein schlauer Blick u. w.
—————

Gegenliebe.

(I. Theil, 124. Seite.)

1. St. Z. 1. Wüfst' ich, wüfst' ich, daß
du mich
Lieb und werth ein wenig hieltest,
Und von meiner Gluth für dich
Nur die leise Wärme fühltest ;

Holdes Mädchen, wenn du mich
Lieb und werth ein wenig hieltest,
Und von meiner Gunst für dich
Nur ein Hunderttheilchen fühltest ;

2. St. Z. 1. Wenn voll Achtsamkeit dein Dank
Meiner Liebe Gruß belauschte ;
Und dein Mund aus Herzensdrang
Kuß um Kuß mit mir vertauschte ;

3. St. Z. 2. Ihr Entzücken nicht mehr fassen;
 Gut und Blut könnt' ich mit Luft
 (Dir zu Liebe strömen lassen.
 Gut und Blut für dich verprassen.
 Z. 3. Gut und Blut für dich, mit Luft
 Könnst' ich Leib und Leben lassen.
-

Das neue Leben.

(I. Theil, 129. Seite.)

2. St. Z. 1. Aus Elyſium empor
 Steigen Wonnephantaſieen.
 Hell und klar vernimmt mein Ohr
 Seiner Chöre Melodieen.
 O wie füß erfüllt die Luft
 Seiner Blumen Balsamduft.
-

Trautel.

(I. Theil, 134. Seite.)

1. St. Z. 8. (1789). Wohl Tag für Tag zwölf
 Stunden.
-

Ständchen.

(I. Theil, 139. Seite.)

1. St. Z. 1. (1789). Trallyrum larum, höre
 mich!
 Trallyrum larum leyer!
 Trallyrum larum, das bin ich,
 Schön Liebchen, dein Getreuer!

Schleuß auf den hellen Sonn-
nenschein,
In deinen zwei Guckäugelein!

*Mit Lied und Leier grüß' ich dich;
Gib Acht auf Lied und Leier!
Des Grusses Leiermann bin ich,
Schön Liebchen, dein Getreuer!
Schleuß auf den hellen Sonnenschein
In deinen blauen Äugelein!*

2. St. Z. 5. (1789). Nichts wachet mehr, was
schlafen kann,
Als ich, und Uhr, und Wetterhahn.

*Schon lange schlief es süß und fest,
Was Lieb' und Sehnsucht
schlafen läßt.*

4. St. Z. 6. Mich meinem liebsten Liebchen zu?

5. St. Diese Stanze war zur gänzlichen Um-
änderung, vielleicht zur völ-
ligen Verwerfung ausgezeich-
net,

6. St. Z. 2. *Gott wolle dich bewahren! —*
Z. 4. Und wird kein Leid erfahren.
Z. 6. (1789). In deinen zwei Guck-
äugelein!

— — —

Die Holde, die ich meine.

(I. Theil, 174. Seite.)

Sonst: Das Mädel, das ich meine.
Eine andere Handschrift hat durch-

aus Mädchen, Statt Mädel und
Holde.

Der Liebekranke. (Sonst:
Schwanenlied.)

(I. Theil, 177. Seite.)

1. St. Z. 6. Was Schönes mir geblüht.
Ach, Liebchen, bis zum Sterben
Hab' ich mich abgemüht.

Z. 7. *Ach nichts, als nur zu sterben,
Nichts, Molly, wünsch' ich mehr.*

2. St. Z. 1. Du wärst mir zwar ein Becher,
Von Heilungslabfal voll. —
Nur — daß ich armer Schächer
Nicht ganz ihn trinken soll!
Ihn, welcher so viel Süßes,
So Himmelsfüßes hat! —
Doch — hätt' ich des Genießes,
Nie hätt' ich dennoch satt.

Wohl wäre,)
Zwar wüßt' ich,) mich zu laben,
Den Kelch, der mir behagt;
Doch seinen Nektar haben
Die Götter mir verlag.
Den heißen Durst zu stillen,
Fleh' ich vergebens sie.
Doch — tränk' ich auch nach Willen,
Satt tränk' ich dennoch nie.

Zwar du bist, mich zu laben,

Zwar wärst du , mich zu laben ,

Zwar könnte wohl mich laben ,

Z. 3. Doch seine Fülle haben
Die Götter mir verlag.
Den heißen Durst zu stillen ,
Fleh' ich vergebens sie.
Und — tränk' ich auch nach Willen ,

Z. 7. Ja, tränk' ich u. w.

Die Umarmung.

(I. Theil , 179. Seite.)

4. St. Z. 3. Und sogar u. w.

6. St. Z. 3. *Fluch vermacht sey jedem Erben ,*

Fluch verkündigt sey dem Erben ,

Fluch vermachen wir dem Erben ,

12. St. Z. 2. (1789). Nicht vom Argwohn
mehr gestört ,

Himmel und Erde.

(II. Theil , 41. Seite.)

1. St. Z. 2. (1789). Heiß ersehnter Seligkeit.

2. St. Z. 1. (1789). Für den Wurm, der mei-
ner Tage

Rosenblüthe giftig sticht;
Dessen Schmerz ich in mir trage ,
Den ich Arzt und Priester klage.
Aber ach! das hilft mir nicht.

An Molly. (Sonst: An Adoniden.)

(II. Theil, 42. Seite.)

1. St. Z. 2. *Mag alle Herzen dir gewinnen?
Zwar wissen es die Huldgöttinnen,
Allein sie sagen's Niemand an.*
-

Die Eine.

(II. Theil, 66. Seite.)

1. St. Z. 3. *Warum, warum ist Eine nur
und Eine
{ Bei Tag und Nacht dein ewi-
ges Gedicht?
{ Dein einziges, dein ewiges
Gedicht?*
-

Überall Molly und Liebe.

(II. Theil, 67. Seite.)

3. St. Z. 1. *Aber so geheim ist kein Revier,
Nirgends ist ein Fessenspalt so öde,
Dass nicht Liebe mich auch
hier befehde;*
-

Das hohe Lied u. w.

(II. Theil, 82. Seite.)

1. St. Z. 6. *Wie aus tiefer Ohnmacht Banden,
Wie aus langer dumpfer Nacht,
Mit Beklommenheit durchwacht,
Fühlt er froh sich auferstanden
Zu des Tages Licht und Pracht.*

Wie aus hoffnungslosen Banden
 In des Kerkers dumpfer Nacht,
 Wie aus tielem Slavenſchacht,
 Fühlt er froh ſich auferſtanden
 Zu des Frühlings Licht und Pracht.

Z. 7. { Wie aus dumpfer Kerkernacht,
 { Oder aus Potosis Schacht,
 { Wie aus tieferm Slavenſchacht,
 { Wie aus dumpfer Todesnacht,
 Fühlt er froh ſich auferſtanden
 Zu des Tages Licht und Pracht.

4. St. Z. 7. Welche nur ein Hauch erlebt,
 Z. 9. Sollſt du deren Ehre tragen,

5. St. Z. 1. Triumphirend offenbaren
 Sollſt du auch des Mannes Muth,
 Der entnommen den Gefahren,

Im Triumph auch offenbaren
 Z. 5. Zwischen Lieb' und Treue ruht.

In des Wunſches Heimath ruht.

Bei dem beſten Weibe ruht.

6. St. Z. 9. Auf des Landes Segensfülle,

7. St. Z. 8. Einſt mit Herzensangſt (Seelen-
 angſt) und Noth,
 Noch mit Sturm und Regengüſſe
 Schwarzer Ungewitter droht.

8. St. Z. 9. O, wie ſeliges Willkommen

Welch ein ſeliges Willkommen

9. St. Z. 9. In des Schlummergottes Bette

12. St. Z. 2. Konnt' ich, wie von Bagdad's
Thron,
Über Millionen schalten?

Hatt' ich, ihrer Huld zum Lohn;
Millionen vorzuhalten?

Z. 5. Wie Latone's schöner Sohn?

14. St. Z. 6. In der Freude Rosenstrahle
Hätte Hymen sie umschwebt,
Und ein Leben ihr gewebt,
Wie es in Kronion's Saale

Z. 7. Hätte Hymen's Gunst umschwebt,

15. St. Z. 2. Gölt' es auch des Wohlseyns Rest,

Z. 4. Mit der Fülle der Gedanken,

Z. 6. Liebend, voll Bekümmernisse,

18. St. Z. 7. Hätten, eisern in der Pflicht,

Welche $\left(\begin{array}{l} \text{keine Stärke} \\ \text{kein Bedrängniß} \end{array} \right)$ bricht
Unholdinnen widerstanden;
Doch die zarte Holdinn nicht! —

Hätten, eisern, keiner Luft,
Keines Schmerzes sich bewußt,
Unholdinnen widerstanden;
Nicht der zarten Holdinn Brust.

Z. 10. Nicht der Holdinn zartes Herz.

20. St. Z. 9. Und erliege nicht dem Drange,
Der gewaltigen Begier!

21. St. Z. 2. Sieh mit offenem Sinn u. w.

22. St. Z. 4. Die auf Bächen süßer Thränen

Die bei zartem Wonneſöhnen

Die der Menſchheit beſten Söhnen
Aus der Bruſt die Seelen ziehn.

Z. 9. Daß ſie in der Luft verglimme,

23. St. Z. 7. Wo in Ein Gefühl allein

24. St. *) Z. 4. Was, obwohl ſo überſchwenglich,
Doch der Sinne Durſt nur ſtillt.

*) Dieſe Stanze iſt ganz neu hinzu gekommen. Anfangs ſollte ſie zwischen die 23. und 24. der Ausgabe vom Jahre 1789 bloß eingeshoben werden. Nachher wurden die 24. und die Hälfte der 25. Stanze in jener erſten Ausgabe völlig verworfen, nachdem ſie ſchon auf folgende Art verändert waren.

24. St. Z. 1. Blick' empor vom Erdenthale,
Was auch Florens Hand es kränzt!
Sonne dich mit mir im Strahle,
Der herab vom Götterſaale
Dieſen Frühling überglänzt!
Wahr, es welkt des Lenzes Wonne,
Es (Bald) verarmt Autumnus Horn,
Wir verſchwelgen Moſt und Korn;
Aber nie verſiegt die Sonne,
Gottes goldner Segensborn.

25. St. Z. 1. Wie die Sonne durch die Jahre,
Durch den Wechsel aller Zeit,
Leuchtet das Unwandelbare,
Göttlichſchöne, Gute, Wahre
Dieſer Seel' in Ewigkeit.

Bürger's Schriften. VI. B. (15)

Z. 5. Alle meine Sinne füllt.

Meinen ganzen Sinn erfüllt.

Aller Sinne Triebe stillt.

Z. 7. Alles, was von Erd' entflieht,
Und zur Erde wieder geht!
Nur das Himmlische soll gelten,
(Das zur Gottheit sie erhöht.
(Das die Erdenhüll' umfäh.

25. St. Z. 10. Heißer Wünsche u. w.

32. St. Zwischen dieser und der 33. ist eine
Stanze, die sich in der ersten Aus-
gabe befand, weggefallen. Sie war
anfänglich also verbessert:

Singt mir nicht das Lied von
Andern!

Andre sind für mich nicht da,
Sollt' ich auch, gleich Alexander'n,
Durch die Welt erobernd wandern,
West und Ost hin, fern und nah.
Andre ziehen andre Herzen
Unerklärbar nach sich hin.
Wenn ich erst wie Andre bin,
Dann sind ihre Lust und Schmerzen
Lust und Schmerz auch meinem Sinn.

37. St. Z. 3. *Und erstatt' auf offnem Plane,*

41. St. Z. 4. Ewig strahlen deine Flügel,

— — —

An die Bienen.

(II. Theil, 137. Seite.)

2. St. Z. 5. (1789). Jener ausgeleerte Hülle
 Wird nicht wieder angefüllt;
 Aber nie verfielt die Fülle,
 Die aus diesem Kelche quillt.

— — —

An August Wilhelm Schlegel.

(II. Theil, 141. Seite.)

3. St. Z. 3. *Leicht und fest dein Flug, wie
 Sphärenengang.*

*Und sein Schweben wie Plane-
 tengang.*

— — —

Heloise an Abelard.

(II. Theil, 181. Seite.)

- Z. 43. In der Einsamkeit mein u. w.
 Z. 185. (Poetische Blumenlese für das
 Jahr 1793.)

Kannst du noch dir in die
 Seele rufen

Jenen feierlichen Trauertag,
 Als gestreckt auf des Altars Stufen
 Jegliches von uns ein Opfer lag?
 Als bei tausend Thränen hoch
 und theuer

Warme Jugend sich der Welt
 entschwur? —

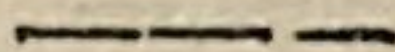
Dennoch, ach! empfing der
 Weiheschleier

Seinen Kuß von kalter Lippe nur.

Kannst du jemahls, kannst du
ihn vergessen,

Z. 189. *Jene Thränen, da sich hoch und
theuer*

*Warme Jugend laut der Welt
entschwur,*



Sinnesänderung.

(II. Theil, 263. Seite.)

2. St. Z. 2. (Poetische Blumenlese für das
Jahr 1794.)

Schön wie der Gott der Reben





Verlegt
durch
Joseph Funk.

Bürger, Gottfried August,

Gottfried August Bürger's vermischte Schriften

Bd.: 6

1798

Coburg, Landesbibliothek -- D II 3

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11940043-3